



Das Infomagazin der ELBE-Werkstätten GmbH

SCHWINDELFREI

Ausgabe 30
Winter 2005



Redaktionsinterview:
**Bürgermeister
Ole von Beust**

Expertenumfrage:
**Wie können
Werkstätten
sparen?**

Künstler – ein Werkstattberuf?



Inhalt



Künstler in der Werkstatt
Titelthema S. 24



Sparen – aber wie?
Expertenumfrage S. 34



„Ich will nicht herrschen“
Interview mit Ole von Beust S. 48



Gute Texte gesucht
Schreibwettbewerb S. 56

<i>Editorial</i>		3
Elbe 1	18 Jahre Berufsbildung – Andreas Seeger	4
Elbe 2 und 3	Werkstattbeschäftigte mit Verwaltungsaufgaben	6
Elbe 4	Regionales Eingangsverfahren	8
Elbe 5 - Altona	Internes Eingangsverfahren	10
Elbe 5 - Altona	Eröffnung des Projektes Chance 24	12
Elbe 6 - Bergedorf	Das Kita-Projekt	14
<i>Elbe im Bild</i>		16
EW	Neue Betriebsbezeichnungen, neues Logo	18
<i>Das große Bild In der Wäscherei am Nymphenweg</i>		19
Gremien	Aus dem Elternbeirat	20
Arbeitsicherheit	Brandschutzübung	21
Kurznachrichten	EW-Telegramm	22
Werkstätten	Werkstättentag in Erfurt	23
Titelthema	• Künstler von Beruf	24
Expertenumfrage	• Kostendämpfung, aber wie?	34
EW persönlich	Sylvia Hennig, Sven Wojciechowski	38
EW persönlich	Klaus Quast, Gundula Hildebrandt	40
Werkstätten	Holz-kutter aus einer Werkstatt	42
<i>Elbe im Bild</i>		43
Gesetzesänderung	Pers. Budget in der beruflichen Rehabilitation?	44
Pro und Contra	Anbieterzulassung beim Persönlichen Budget?	46
SF-Interview	• Bürgermeister Ole von Beust	48
Nachgefragt	Die Nazizeit überlebt	54
Schreibwettbewerb	• für Menschen mit geistiger Behinderung	56
Autorenwettbewerb	Text von Rebecca Klein	57
Autorenwettbewerb	Christian Brülle-Drews: Das Motorgeräusch	58
Briefe	Offene Briefe aus der Werkstatt	64
Rückblick	Elbe-Werkstätten sind UmweltPartner	66
<i>Aus der Redaktion, Autoren</i>		67



**Liebe Leserinnen,
liebe Leser,**

die Integration der behinderten Beschäftigten in den allgemeinen Arbeitsmarkt ist eines der Ziele, die die Werkstätten seit ihrer Gründung verfolgt haben. Mittlerweile ist klar: Die vollständige Integration mit Arbeitsverträgen und tariflicher Entlohnung ist die Ausnahme. Dennoch bleibt diese Zielsetzung nach wie vor wichtig, noch einmal verstärkt durch den gesetzlichen Auftrag der „Teilhabe behinderter Menschen an der Gesellschaft“ im SGB IX.

Die volle Vermittlung in den Arbeitsmarkt ist aber nicht die einzige Möglichkeit, diesem Auftrag zu genügen. Es gibt auch einen anderen Weg, mit dem wir in den Elbe-Werkstätten gute Erfahrungen gemacht haben. Dieser Weg heißt: Arbeit in Betrieben des allgemeinen Arbeitsmarktes unter dem Dach der Werkstatt – in einer Außenarbeitsgruppe oder auf einem Einzelarbeitsplatz. Dieser Weg kommt der Lösung nahe, den die ehemalige DDR für die berufliche Rehabilitation behinderter Menschen gefunden hatte: die „geschützte Betriebsabteilung“.

Die Elbe-Werkstätten haben vor nunmehr zehn Jahren ihre ersten Erfahrungen mit Außenarbeitsgruppen gesammelt. Im neu gegründeten „Museum der Arbeit“ in Barmbek übernahm eine Werkstattgruppe die Museumsaufsicht und mittlerweile auch andere Tätigkeiten, etwa die Hausreinigung oder die Pflege der Außenanlagen.

Inzwischen arbeiten EW-Außenarbeitsgruppen auch in anderen Institutionen und Firmen, etwa bei einer Tochter der Phoenix AG, bei einem großen Logistikunternehmen, im Hamburger



Staatsarchiv, in der Staatsbibliothek und in der Fachhochschule Bergedorf.

Seit dem Jahr 2001 bieten wir außerdem Berufsbildungsplätze in externen Betrieben an, zunächst im Pflege- und Hauswirtschaftsbereich, dann in Kindertagesstätten und mit dem Projekt „Chance 24“ jetzt auch in der Gastronomie. Aus diesen Qualifizierungsplätzen ergeben sich in fast allen Fällen ausgelagerte Einzelarbeitsplätze. Wir betreuen sie mit ambulanten Fachkräften, also „reisenden Gruppenleitern“.

140 Menschen arbeiten mittlerweile außerhalb unserer Werkstattgebäude, das sind 13 Prozent unserer Mitarbeiterschaft. Wir sind der Überzeugung, dass dieser Anteil künftig auf bis zu 30 Prozent ansteigen wird.

Allerdings gilt es, bei der Auswahl der Arbeitsplätze einige Grundsätze zu beachten:

- Wir zwingen selbstverständlich keinen unserer Mitarbeiter, die Werkstatt zu verlassen. Wir bieten Möglichkeiten der Erprobung und der Rückkehr in unsere Werkstattbetriebe.
- Wir wählen die Betriebe sorgfältig aus, was die Arbeitsanforderungen, die Räumlichkeiten und die soziale Einbindung angeht.
- Wir nehmen uns Zeit für einen

optimal gestalteten Zugang. Das heißt: Wir vermitteln unsere behinderten Beschäftigten nicht gegen den Willen der Belegschaft des Betriebes oder gegen den Willen des Betriebsrates. Wir suchen ja gerade deren soziale Unterstützung am Arbeitsplatz und wir werben mit dem nachweisbaren Argument einer Verbesserung im Betriebsklima und einer Verbesserung in der Zusammenarbeit in der Belegschaft.

- Wir bieten intensive Unterstützung in der Einarbeitungsphase, weil wir die Erkenntnis gewonnen haben, dass es beim Gelingen einer Integration vor allem auf die ersten sechs Monate ankommt.

Aus der Sicht der Kostenträger sind Außenarbeitsplätze attraktiv. Im Investitionsbereich sparen sie Gebäude und Maschinen sowie Ausstattung, die sich pro Person auf ca. 35.000,- Euro summieren. Der Kostenträger hat also bei 140 Außenarbeitsplätzen bereits knapp 5 Mio. Euro Investitionskosten gespart. Im Bereich der laufenden Kosten ist ebenfalls ein Einspareffekt gegeben, weil die Kostenersparnis in den Sachkosten – zumindest im Arbeitsbereich – den erhöhten Personalkostenaufwand übersteigt.

Außenarbeitsplätze der Werkstatt einzurichten ist ein schwieriges und aufwändiges Unterfangen, aber es lohnt, vor allem für behinderte Menschen, die Integration suchen. Für viele von ihnen ist es die einzig mögliche Alternative zur klassischen Werkstattarbeit.

**Jürgen Lütjens
Geschäftsführer**



18 Jahre berufliche Bildung in der Tischlerei

Ein Interview mit Andreas Seeger aus dem Betrieb Elbe 1

„18 Jahre sind erst mal genug“, sagt sich Andreas Seeger und gönnt sich ein Sabbatjahr. Eben diese Zeit hat er als Gruppenleiter in den Elbe-Werkstätten verbracht, war durchgehend mit der Anleitung einer Arbeitstrainings- bzw. jetzt Berufsbildungsgruppe beschäftigt und zwar im Bereich Tischlerei. Jetzt gönnt er sich ein freies Jahr. Danach wird er nicht in seine alte Aufgabe zurückkehren: Seine Gruppe erhält ein neues Tätigkeitsfeld, das dem Bedarf im Hause stärker angepasst ist. Die neuen Qualifizierungsinhalte sind „PC-Arbeit“, „Logistik“ und „Verpackung“. Für Schwindelfrei ist dieser Einschnitt im Leben von Andreas Seeger Gelegenheit, mit ihm zusammen über seine 18-jährige Gruppenleitererfahrung Resümee zu ziehen.



„Das Verhältnis entscheidet“

Schwindelfrei: Andreas, Du gehst zum Jahresende in ein sogenanntes Sabbatjahr, und wirst dieses Jahr in Österreich verbringen. Was wirst Du dort tun?

Andreas Seeger: Ich werde ein Jahr lang auf einer Alm leben, sehr ruhig und abgelegen. Ich werde Treckingtouren unternehmen, meinem Hobby, dem Klettern, nachgehen und Skifahren. Außerdem wirke ich mit an einem Buch über die Ostalpen und mach' zwei Fotoreportagen über die klassische Almenbewirtschaftung und über ein mit Wasserkraft betriebenes 200 Jahre altes Sägewerk.

Grundlage: Die Tätigkeitstheorie

Schwindelfrei: 18 Jahre lang warst Du jetzt Gruppenleiter im Berufsbildungsbereich. Du hast dabei einen eigenen Stil entwickelt und giltst als einer der erfahrensten Anleiter. Was war das Besondere an Deiner Arbeit?

Andreas Seeger: Ich habe sehr viel von der Zusammenarbeit mit Christel Manske profitiert, die eine bekannte Vertreterin der Tätigkeitstheorie ist und in den ersten Jahren der Elbe-Werkstätten bei uns ein Weiterbildungsprojekt geleitet hat. Ihre pädagogischen Prinzipien haben mir damals sehr geholfen und ich habe diese Methodik beibehalten. Kurz gefasst: Es geht zunächst darum, Motivation aufzubauen und dann durch die praktische Tätigkeit stufenweise Fähigkeiten zu entwickeln. Im Laufe der Zeit habe ich viele Theorien mitbekommen, aber zwischen Theorie und Praxis klafft oft eine große Lücke. Christel Manskes Theorie war, meine ich, ausgesprochen praxistauglich.

Schwindelfrei: Kannst Du es noch mal etwas näher erläutern? Was ist die Grundlage Deiner Arbeit?

Andreas Seeger: Die Grundlage ist, wie gesagt, die Motivation. Dabei geht es aber zuerst nicht einmal um die Arbeit selber, sondern um das Verhältnis zwischen Mitarbeiter und Gruppenleiter. Das

ist die entscheidende Basis. Wenn die stimmt, dann ist der Mitarbeiter auch offen für alles, was danach kommt.

Schwindelfrei: So deutlich, wie Du das sagst, steht das, glaube ich, in keinem Lehrbuch. Was tust Du für ein gutes Verhältnis zu Deinen Mitarbeitern?

Andreas Seeger: Ich bemühe mich, sehr persönlich auf jeden Einzelnen einzugehen, eine positive Spannung aufzubauen. Jeder braucht etwas anderes. In jedem Fall Akzeptanz und Ernst-Nehmen, vielleicht aber auch einmal in den Arm genommen zu werden. Schwierig war es am ehesten mit den leisen, den unauffälligen Gruppenmitgliedern, weil die Auffälligen sehr fordernd sind und sehr viel Energie abziehen. Da musste ich dann schon mal aufpassen, dass mir niemand wegrutschte.

Projektarbeit

Schwindelfrei: Deine Arbeit hast Du in der Regel als Projekte angelegt.



*Andreas Seeger
auf einer seiner
Bergtouren*

Andreas Seeger: Ja, ich hab' zum Beispiel von einem Hocker kleine Serien gebaut. Meistens ging es los mit einem Modell. Wir haben über die Einsatzmöglichkeiten geredet, Bezüge zu der Erfahrung jedes Einzelnen hergestellt, die Bedeutung des Hockers erfahrbar gemacht.

Schwindelfrei: Der Hocker wurde beim Basar verkauft?

Andreas Seeger: Ja, das war noch mal eine besondere Motivation. Hocker kannte im Prinzip jeder, aber der Verkauf war noch ein besonderer Anreiz.

Schwindelfrei: Wie ging's weiter nach dieser Einführung?

Andreas Seeger: Wir haben das Modell auseinandergenommen, haben uns die Einzelteile angesehen und erarbeitet, welche Arbeitsgänge notwendig sind und welche Maschinen eingesetzt werden.

Schwindelfrei: Habt Ihr den Hocker in Arbeitsteilung hergestellt?

Andreas Seeger: Je nach Fähigkeit. Wir haben Mitarbeiter, die können nur Dübel stecken, manche das Material nur anreichen und annehmen und die Leisten sauber stapeln. Andere können alles bis zum fertigen Zusammenbau.

Schwindelfrei: Welche Serie habt Ihr aufgelegt?

Andreas Seeger: Einmal zwanzig und einmal zehn. Zirka zwei Wochen hat uns dieses Projekt beschäftigt.

Verkauf

Schwindelfrei: Und die Mitarbeiter haben die Hocker dann selbst verkauft?

Andreas Seeger: Ja, sie haben alle Hocker auf dem Basar an den Mann gebracht. Und wie sie den Basarbesuchern ihre Arbeit erklärten und offensichtlich stolz auf sich waren, das hat mir dann gezeigt: Es hat allen etwas gebracht.

Schwindelfrei: Nennst Du noch andere Beispiele für Projekte?

Andreas Seeger: Wir haben z.B. zwei Typen von Futon-Bettgestellen hergestellt, ein Superprojekt, wo wir auch die Firma Futonia besucht haben und ich hab' meine eigene Matratze von zuhause mitgebracht. Dann haben wir Fußbänke, Schneidebretter, Stehpulte und Tischplatten für die Kantine gefertigt. Wir haben Vorrichtungen gebaut, Schwingflügel hergestellt oder – als größere Projekte – eine Infotheke, eine Sektbar und eine Bierbar oder eine Kletterwand. All das waren Dinge für unseren Betrieb. Und dann natürlich Schränke und Regale für Büros oder die Einrichtung unseres eigenen Gruppenraums.

Grundfertigkeiten

Schwindelfrei: Immer waren es Gemeinschaftsprojekte?

Andreas Seeger: Ja, das Ziel war immer, gemeinsam in der Gruppe etwas zu erarbeiten, mit der Schrittfolge, die ich, wie gesagt, aus der Tätigkeitstheorie übernommen habe. Mir war wichtig, dass dabei ein Gemeinschaftsgefühl aufkam und alle eine gemeinsame Aufgabe vor sich hatten. Ich halte nichts vom vereinzelt Arbeiten.

Schwindelfrei: Das Ziel des Berufsbildungsbereiches ist ja, Mitarbeiter an die Arbeit der Produktion heranzuführen.

Andreas Seeger: Das war immer unser Ziel. Ich musste mir aber die Frage gefallen lassen, warum wir einen Berufsbildungsbereich Holz haben, obwohl es dafür keine Entsprechung in der Produktion gibt. Meine Antwort lautete immer: Holz ist ein Werkstoff, mit dem jeder etwas anfangen kann. Mit ihm lassen sich alle Grundfertigkeiten erlernen sowie der Umgang mit Material, mit Hilfsmitteln und mit Maschinen.

Schwindelfrei: Tut es Dir Leid, dass dieser Arbeitsbereich nun verloren geht?

Andreas Seeger: Ja, das tut es, wenn ich auch die Argumentation verstehe, dass es eine Entsprechung zu den Anforderungen der Produktion geben soll. Mit dem Holzbereich geht etwas verloren, was nicht so schnell wieder aufzubauen ist.

Schwindelfrei: Noch einmal zu Deinem Sabbatjahr. Wirst Du das neue Jahr schon auf der Alm beginnen?

Andreas Seeger: Zu Weihnachten fahre ich noch zu meiner Schwester. Danach geht es dann in die Alpen, ja. Für mich ist es nach all diesen Jahren eine große Herausforderung und ich freu' mich drauf. Mal sehen, wie es in einem Jahr aussieht.



„Was unsere Mitarbeiter können,“

Werkstattbeschäftigte übernehmen Verwaltungsaufgaben



Eingangsstempel

Michael Schulze sortiert im Betrieb Elbe 2 in Hamburg-Hausbruch regelmäßig am Vormittag gegen 11.00 Uhr die Eingangspost. Aus der Adresse und dem Inhalt des Schreibens schließt er, an wen im Haus sie gerichtet ist. Er legt sie in den jeweiligen Mappen ab und verteilt diese anschließend im Haus. Das Ungewöhnliche: Herr Schulze ist kein Sachbearbeiter, sondern ein Mitarbeiter mit Behinderung, der eine Verwaltungsaufgabe übernommen hat. In der Anfangszeit unterstützen ihn dabei die Einzelförderin Frauke Petermann und die Sachbearbeiterin Angelika Wesendonk.



Zuordnung

Die Postverteilung nimmt etwa eine Stunde in Anspruch. Dann kehrt Michael Schulze wieder an seinen Arbeitsplatz in der Gruppe zurück.

Was hier tagtäglich geschieht, ist keine pädagogische Spielerei, sondern entspricht der Philosophie des Betriebes. Deswegen soll die Postverteilung demnächst auch auf eingehende Post aus den anderen EW-Betrieben und den Postausgang ausgedehnt werden, einschließlich des Adressierens,

Frankierens und Absendens. Andere Tätigkeiten liegen am Försterkamp auch jetzt schon in den Händen von Werkstattbeschäftigten: Die Vervielfältigung, Verteilung und den Versand von Infobriefen an Mitarbeiter und Wohngruppen hat zum Beispiel Mike Peters übernommen. Die Büro-Materialverwaltung liegt in den Händen von Sevda Inan und Wolfgang Langer und für die Erstellung von Lieferscheinen ist Klaus Fromheim zuständig.

weiter und sucht bewusst zusätzliche Aufgaben, die seine Mitarbeiter übernehmen können.

Frauke Petermann kann sich vorstellen, dass der Betrieb nach einem Umzug in den geplanten Neubau am Dubben, wo die räumlichen Verhältnisse deutlich verbessert sein werden, zwei bis drei feste Behindertenarbeitsplätze in der Verwaltung einrichtet. Die gesamte Kopiertätigkeit oder Teile der Kassenführung könnten zu deren Aufgaben gehören, der



sollen sie auch machen!“

Bereich Essensmeldung oder der Ablage. Die Anwesenheitslisten, die zur Zentrale gesandt werden müssen, liegen bereits im Aufgabenbereich der Mitarbeiter.

„Mir geht es um die richtige, die passgenaue Arbeit für jeden, der hier tätig ist“, sagt sie. „Wir haben Mitarbeiter mit Körperbehinderungen wie Klaus Fromheim, die unsere manuellen Werkstatttätigkeiten nicht ausführen können, aber in der Lage sind, am PC zu arbeiten. Wir haben Mitarbeiter mit organisatorischen Fähigkeiten wie Sevda Inan und Mitarbeiter, die das Interesse und die Fähigkeit zu Büroarbeiten haben.“

Manchmal zeigen sich diese Fähigkeiten erst durch das Erproben. Sevda Inan, die mittlerweile in ihrer Gruppe Arbeiten verteilt sowie Arbeitsabläufe organisiert und strukturiert, konnte diese Fähigkeit erst unter Beweis stellen, als

sie entsprechend gefordert wurde. Klaus Fromheim konnte erst Verwaltungstätigkeiten übernehmen, als er die notwendige Technik zur Verfügung gestellt bekam.

„Natürlich gehört zu solch einer Übernahme von Verantwortung die Bereitschaft des Personals, Aufgaben abzugeben“, sagt Frauke Petermann. Eine Bedrohung für Sachbearbeitungen oder Gruppenleiter sieht sie in der Umverteilung aber nicht. Gruppenleiter seien so stark in Organisation und Qualitätssicherung eingebunden, die Anforderungen an die Sachbearbeitungen sind in den letzten Jahren sehr gestiegen, dass es langfristig ohnehin zu einer Entlastung kommen müsse.

Betriebsleiterin Brigitte Köhler sieht sich in ihrer grundsätzlichen Haltung durch die ersten Erfahrungen bestätigt. Ihre Einschätzung: „Wenn ich sehe, wie wichtig diese Postverteilung für Michael Schulze mittlerweile geworden ist, dann bin ich sicher, dass wir hier auf dem richtigen Wege sind“.



Einsortieren



Ausliefern



Das Regionale Eingangsverfahren für den Bezirk Harburg

Vom März 2005 an finden behinderte Menschen im Bezirk Harburg in unserer neu errichteten Werkstatt an der Cuxhavener Straße ein bisher einmaliges Angebot: das „Regionale Eingangsverfahren“. Es richtet sich an Menschen, die auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt tätig sein wollen – fest vermittelt oder auf ausgelagerten Werkstattplätzen. Gedacht ist vor allem an Menschen mit psychischer Behinderung, aber auch an solche mit geistiger Behinderung, insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene, die selbständig genug sind, um auf dem 1. Arbeitsmarkt tätig zu sein. Das Eingangsverfahren soll nach seinem gesetzlichen Auftrag abklären, ob die Werkstatt der geeignete Maßnahmeort zur beruflichen Eingliederung ist. Am Ende des Regionalen Eingangsverfahrens steht aber, und das ist die Besonderheit dieses Angebots, ein Eingliederungsplan mit dem Ziel der Eingliederung in Betriebe des 1. Arbeitsmarktes. Folgerichtig finden die Arbeitserprobungen auch auf Außenarbeitsplätzen der Werkstatt statt.



Fahrradmontage



PC-Arbeitsplatz

Für das Eingangsverfahren sind als Sozialpädagoginnen verantwortlich:



Nicola Pantelias



Jutta Vollstedt



Anke Ostermann

Bevor es soweit ist, durchlaufen die Teilnehmer eine „Orientierungsphase“ von vier Wochen, in der sie das Werkstattdsystem und die Besonderheiten der Elbe-Werkstätten kennen lernen und verschiedene Testverfahren absolvieren. Sie erstellen Werkstücke und ihre Leistungs- und Belastungsfähigkeit wird überprüft.

Die Praktika und Arbeitserprobungen in Berufsfeldern außerhalb der WfbM gehören in den zweiten und dritten Monat der dreimonatigen Maßnahme, in die „Klärungsphase“. Auch bei diesen Praktika führen die Teilnehmer Übungsarbeiten aus. Mit Hilfe des Einschätzungsverfahrens „MEL-BA“ erstellt der Gruppenleiter ein Fähigkeitsprofil, ermitteln die psychosozialen Ressourcen und planen den beruflichen Eingliederungsweg.

Dieser Aufbau legte es bereits nahe: Das Regionale Eingangsverfahren ist wie ein Kurs organisiert, d.h. alle drei

Monate beginnt eine neue Gruppe. Jede Gruppe umfasst sechs bis acht Personen. Die Organisation, Ausgestaltung und Dokumentation des Eingangsverfahrens übernimmt ein dafür eingestellter Gruppenleiter. Er wird unterstützt von den Sozialpädagoginnen der drei Harburger Betriebe, die im Anschluss an das Eingangsverfahren für die Begleitung bzw. Eingliederung der weitergehenden berufsbildenden Maßnahmen verantwortlich sind.

Zur Zeit liegen die Praktikumsplätze vor allem in den Berufsfeldern „Gastronomie“ und „Bürotätigkeit“. Weitere Qualifizierungsfelder lassen sich aber nach Bedarf einrichten.

Übrigens: Interessenten für einen Berufsbildungsplatz, der ausschließlich in der Werkstatt angesiedelt sein soll, durchlaufen nicht das Regionale Eingangsverfahren, sondern das „klassische“ interne Eingangsverfahren im Berufsbildungsbereich der Werkstatt.

db

Mittagstisch im Rieckhof



Im Rieckhof, dem Veranstaltungszentrum in Harburg, betreiben die Elbe-Werkstätten seit Jahren die Rieckhof-Kneipe. Bisher ist sie im Wesentlichen abends geöffnet – als gemütliche und beliebte Kneipe eben und als Restaurantbetrieb mit kleiner Speisekarte. Außerdem übernimmt sie auch die Gastronomie bei Veranstaltungen im Kulturzentrum Rieckhof. Ca. 20 Mitarbeiter aus unserem Betrieb für psychisch behinderte Menschen, Elbe 4, sind mittlerweile in der Rieckhof-Kneipe und im Rieckhof tätig: In der Küche, im Service, hinterm Tresen, bei der Erstellung der Buffet's, aber auch in der Hausmeisterei des Veranstaltungszentrums, bei Reinigungsarbeiten im Haus und im Außen- gelände.

Ab Januar 2005 erweitert sich das Angebot der Rieckhofkneipe auf die Mittags- und Nachmittagszeit: Sie bietet einen Mittagstisch an. Für „scharf kalkulierte 4,90 €“ gibt es z.B. Putengeschnetzeltes, Spinatauflauf, Lachsfilet aber auch Kohlrouladen und Frikadellen mit Bohnen. Mit einem Getränk kostet das Essen 6,- €. Am Nachmittag gibt's dann im „Rieckhof-Cafe“ leckeren Kuchen.



Links oben: An der Garderobe
Rechts: Am Tresen
Links unten: Service

**... Mittwochs
ist Bingotag
und Donners-
tags gibt es das
schon traditio-
nelle Musik-
und Tanzcafe ...**

Das ist aber noch nicht alles. Rieckhof und Rieckhof-Kneipe bieten gemeinsam ein Nachmittagsprogramm für ältere Menschen, Wohngruppen und alle anderen, die Lust dazu haben. Jeder Tag hat ein anderes Programmprofil. Der Montag ist für Brett- und Kartenspiele reserviert. Dientags gibt es Diavorträge oder andere Angebote, die die „kleinen grauen Zellen“ aktivieren. Mittwochs ist Bingotag und

Donnerstags gibt es das schon traditionelle Musik- und Tanzcafe.

Damit ist die Kneipe nun durchgehend Montags bis Freitags von 11.55 Uhr bis nach Mitternacht geöffnet. Die Wochenendöffnungszeiten liegen weiterhin wie üblich von 18.00 bis 24.00 Uhr. Bei Großbildübertragungen von Sportveranstaltungen wie HSV-Spielen oder Formel 1-Rennen ist die Kneipe entsprechend früher geöffnet.



Das Eingangsverfahren im Betrieb Elbe 5 - Altona

Vom 1. Mai 2004 an beträgt die Regeldauer des Eingangsverfahrens im Berufsbildungsbereich drei Monate. Unser Betrieb Elbe 5 in Altona machte sich unverzüglich daran, diese neue Möglichkeit auszugestalten. Die Kolleginnen und Kollegen planten zwei Dinge: Sie wollten die Durchführung und die Dokumentation des Eingangsverfahrens in eine Hand legen und eine einheitliche Methodik für die erforderlichen Überprüfungen festschreiben. Durch den starken Anstieg der Teilnehmerzahl im Berufsbildungsbereich wurde ohnehin eine Stellenausweitung notwendig und der Betrieb entschied sich, die neue Stelle als „Gruppenleitung ohne feste Gruppe“ auszuschreiben. Das bedeutet: Die künftige Gruppenleiterin sollte die Aufgabe haben, Praktikanten aus dem Berufsbildungsbereich in den einzelnen Arbeitsbereichen des Hauses zu begleiten. Thematisch passte die Zuständigkeit für das Eingangsverfahren zu dieser Stellenbeschreibung, so dass die beiden Aufgabenfelder zusammengefasst wurden.



Vitor Henriques Quintio im Eingangsverfahren

Im September begann mit Christa Schaffer eine neue Fachkraft ihre Tätigkeit, die erstmalig zentral für die Durchführung aller Eingangsverfahrens verantwortlich ist. In der Praxis bedeutet dies: Christa Schaffer nimmt jeden Teilnehmer des Eingangsverfahrens am ersten Tag in Empfang und begleitet ihn für einen Tag im Haus – eine Orientierungsphase vor Ort also, in der jeder das Gebäude mit seinen unterschiedlichen Bereichen, die Kantine, die Sanitäranlagen und natürlich den Umkleideraum mit seinem eigenen Spind kennen lernt. Maximal drei Personen pro Durchgang machen auf diese Weise erste Erfahrungen mit der Werkstatt.

Im weiteren Verlauf des dreimonatigen Eingangsverfahrens durchlaufen die Teilnehmer im Vier-Wochen-Rhythmus jeweils ein Berufsbildungsfeld. In Altona sind dies die Bereiche „Hauswirtschaft“, „Papier“ und „Holz“. In jedem Bereich erarbeiten sie ein

Werkstück, das mehrere Arbeitsgänge beinhaltet und an dem sich die Fähigkeiten und Einschränkungen, aber auch die Wünsche und Neigungen einer Person ablesen lassen. Für den Bereich Hauswirtschaft ist dieses Werkstück ein Kissenbezug, für den Bereich Papier ist es die Herstellung eines kleinen Heftes, genannt „Mein Heft“, für den Bereich Holz die Herstellung einer Figur aus einem Holzklötzchen. Die Gruppenleiter halten die Ergebnisse der einzelnen Arbeitsgänge anhand eines Einschätzungsbogens fest. Dazu füllen sie einen „Beobachtungsbogen zum Ist-Stand“ aus, mit dem sie übergreifende Fähigkeiten wie allgemeine Arbeitskompetenz, Kommunikation und Wahrnehmung, Sozialkompetenz, lebenspraktische Kompetenz und körperliche Voraussetzungen einschätzen.

Auch Christa Schaffer übernimmt im Verlauf des Eingangsverfahrens weitere Aufgaben. Sie



Francine Oldag im BBB Holz



Christa Schaffer, die Fachkraft für das EV

überprüft die Fähigkeiten der TeilnehmerInnen im Bereich Kulturtechniken und unterweist in der Arbeitssicherheit. Soziale Fähigkeiten und Gruppenverhalten prüft sie mit Rollenspielen ab. Auch sie füllt den Ist-Stand-Bogen aus, so dass am Ende des Eingangsverfahrens die Beurteilungen der drei Fachkräfte und von Christa Schaffer als Verantwortliche des Eingangsverfahrens vorliegen. In einem Abschlussgespräch beantworten diese vier Personen gemeinsam mit der Sozialpädagogin Christine Esselmann die Grundfrage des Eingangsverfahrens: Ist die WfbM für diese Person die richtige Maßnahme? Und sie erstellen einen Bericht sowie einen Eingliederungsplan, der sich zunächst auf das erste Berufsbildungsjahr bezieht.

Die erste Auswertung des neu strukturierten Eingangsverfahrens im Herbst 2004 ergab, dass es den TeilnehmerInnen gerecht wird, auch wenn die verwendeten



In der Küche des Berufsbildungsbereiches

Formblätter noch ein wenig überarbeitungsbedürftig sind. Mit der neuen Struktur des Eingangsverfahrens und vor allem mit der Zuständigkeitsbündelung für alle Verfahren in einer Hand sieht sich der Betrieb auf dem richtigen Weg. db

– das neue Qualifizierungsprojekt der vier Hamburger Werkstätten

In der letzten Schwindelfrei hat Dieter Basener schon ausführlich die Inhalte unseres neuen Projektes beschrieben – Chance 24, ein EU-finanziertes Projekt für Menschen aus Werkstätten zur Qualifizierung im ersten Arbeitsmarkt. Nun wollen wir, die Projektmitarbeiterinnen, aus unserer Perspektive einen Rückblick auf die ersten drei Monate und einen Vausblick auf die nähere Zukunft werfen. Wir sind insgesamt zwölf Mitarbeiterinnen, wovon fünf bei den Elbe-Werkstätten angestellt sind, die übrigen verteilen sich auf die Projektpartner Hamburger Werkstatt, Winterhuder Werkstätten und alsterarbeit. Die meisten von uns haben eine halbe oder eine dreiviertel Stelle. Wir sind insgesamt vier Lehrerinnen, sechs Arbeitsbegleiterinnen (ein Mann), eine Sachbearbeiterin und eine Projektleiterin.

Am 1.9.2004 startete das Projekt und wir zogen in unsere wunderschönen, aber noch komplett leeren Räume im Friesenweg ein. Hier ist Platz für fünf Büroarbeitsplätze und Schulungsräume für unsere Teilnehmer, die am 1. Dezember ihre Qualifizierung beginnen. Nach diversen IKEA-Einkäufen, Einsatz von Hammer und Bohrmaschinen waren wir dann bald arbeitsfähig und dann mussten viele Dinge gleichzeitig passieren: Das Konzept und Unterrichtsmaterialien für die Qualifizierung mussten entwickelt werden, Gesetzestexte und Rahmenverordnungen gebüffelt werden.

Unser Ziel war, bis Ende November eine Zertifizierung nach dem Berufsbildungsgesetz für unsere Qualifizierungsbausteine zu erhalten, und da gab es viele aufwändige Rahmenbedingungen zu erfüllen. Außerdem mussten wir Teilnehmer und Betriebe gewinnen, die ersten Teilnehmer in einem Vorpraktikum begleiten, das Projekt in Stadt und Land bekannt machen, bei der Behörde für Wirt-

schaft und Arbeit den Antrag für einen Teil der Finanzierung einreichen, Budgets aufstellen und viel Organisatorisches bewältigen. Dazu kam das langsame Herantasten an die Eigenarten des Unternehmens „Werkstatt für Menschen mit Behinderung“ – für die meisten von uns ein neues Betätigungsfeld.

Wir haben es geschafft: Die angestrebte Zertifizierung nach dem Berufsbildungsgesetz haben wir am 24.11. durch die Handelskammer Hamburg erhalten, die Unterrichtspläne und Unterrichtsmaterialien stehen, TeilnehmerInnen und Betriebe wurden gefunden, der Zuwendungsbescheid für unser 24-monatiges Modellprojekt ist unterschrieben und das Projekt hat sich bereits in der Vorlaufphase einen Namen gemacht: Aus allen Himmelsrichtungen erreichen uns interessierte Nachfragen. Dass dies alles in der doch recht kurzen Zeit geklappt hat, ist eine Gesamtleistung unseres 12er Teams mit seinen unterschiedlichen, sich ergänzenden Fähigkeiten und vollem Einsatz jedes Einzelnen.



12 *Zukünftige Teilnehmer des Projektes*



Vertreter der Handelskammer unterschreiben die Zertifizierung nach dem Berufsbildungsgesetz



Die Vorlaufphase haben wir am 24.11. abgeschlossen und gleichzeitig die offizielle Eröffnung unseres Projektes gefeiert – 80 Gäste waren da, und der Höhepunkt des Nachmittags waren zweifellos unsere zukünftigen Teilnehmer, die sich auf dem Podium vorstellten und erzählten, warum sie sich für dieses Projekt beworben haben.

Am 1.12. ging es dann los mit dem Unterrichtsblock, der bis Weihnachten dauert. Die sechs TeilnehmerInnen der Elbe-Werkstätten stammen überwiegend aus Altona, ein Teilnehmer aus dem Nymphenweg. Zwei der TeilnehmerInnen wechselten aus dem Produktionsbereich, die übrigen gehören zum Berufsbildungsbereich. Im neuen Jahr starten unsere TeilnehmerInnen dann in den Betrieben des ersten Arbeitsmarktes, um dort zu Küchenhelfern ausgebildet zu werden. Wir wünschen unseren TeilnehmerInnen viel Spass und Ausdauer bei den Herausforderungen der nächsten 24 Monate.

Gundula Hildebrandt



Herzlich willkommen zur Eröffnungsfeier



Wir haben es geschafft: Die angestrebte Zertifizierung nach dem Berufsbildungsgesetz haben wir am 24.11. durch die Handelskammer Hamburg erhalten.



Kita-Projekt - zweiter Teil

Qualifizierung zu Kindertagesstättenhelfern

jetzt im Berufsbildungsbereich

Menschen mit geistiger Behinderung zu Helfern in der Kindertagesstätte ausbilden? Geht das? Die Fachschule für Sozialpädagogik in Altona und die Elbe-Werkstätten mit ihrem Betrieb Bergedorf sagen ja und wollen den Beweis dafür erbringen. Sie haben eine gemeinsame vierjährige Ausbildung konzipiert: das „Kita-Projekt“.



Kindertagesstätte St. Petrus; Philipp Schröder spielt mit Kindern im Freigelände



Kinderladen Maimona; Teilnehmer Marco Venturini bei der Arbeit

Mit Stolz berichtet eine Teilnehmerin: „Mit dem Erhalt des Schlüssels fühle ich mich schon fast wie eine richtige Kita-Helferin. Ich kann neuen Praktikanten Fragen beantworten und ihnen etwas erklären, teilweise sogar Anweisungen geben.“

Zwei Jahre an Qualifizierung haben die ersten zwölf Teilnehmerinnen und Teilnehmer bereits hinter sich. Die FS für Sozialpädagogik hat sie unterrichtet und vor Ort, in Kindertagesstätten, angeleitet. Der Maßnahmetyp, in den die Qualifizierung eingebettet ist, heißt „Berufsvorbereitung/Teilqualifizierung“, abgekürzt BV/TQ. Im Juni 2004 feierten die 12 AbsolventInnen zusammen mit Eltern, Angehörigen, AnleiterInnen und LehrerInnen den Abschluss dieses Etappenziels, der ersten zwei Ausbildungsjahre, mit der feierlichen Zeugnisübergabe und einem kalten Buffet.

Danach wurden alle zwölf MitarbeiterInnen der Elbe-Werkstätten. Von August bis Oktober durchliefen sie das Eingangsverfahren zum Berufsbildungsbereich mit dem Ergebnis, dass jeder für sich entschied, weiter zu machen. Der zweite Qualifizierungsteil bringt eine Änderung mit sich: Nicht mehr zwei, sondern drei Tage hintereinander sind die Teilnehmer in der Kindertagesstätte tätig, jetzt nicht mehr im Praktikanten- bzw. Besucherstatus, sondern als Mitglieder des Teams. Am Donnerstag und Freitag findet der Berufsschulunterricht statt. (Nebenbei be-



Aus der Kita-Schule in Altona; Thema: 1. Hilfe-Kurs
– Üben der stabilen Seitenlage



Maren Goldgräbe aus der AWO
Kindertagesstätte Kielkoppelstraße

merkt: Viele Teilnehmer gehen lieber in „ihre“ Kita, leichte Schulumüdigkeit macht sich breit.)

Die Kita-Qualifikanden stehen also jetzt voll im Berufsleben und sie erleben es mit allen Vorteilen und Nachteilen. Sie machen die Erfahrung, dass sie stärker ins Team eingebunden sind und sich deshalb mehr zugehörig fühlen. Die Kinder haben sie als ernst zu nehmende Ansprechpartner registriert und zum Teil schon enge, vertrauensvolle Bindungen aufgebaut. Sie sind auch schon einmal traurig und fragen nach, wenn ein Teilnehmer in die Berufsschule geht und nicht in der Einrichtung erscheint.

Der neue Status wirkt sich auf das Auftreten aus. Die Teilnehmer sind viel sicherer geworden. Sie nehmen in überwiegender Zahl an Dienstbesprechungen und Elternabenden teil, einige erhielten einen Schlüssel und bekommen regelmäßige Aufgaben übertragen, z.B. das Frühstück zuzubereiten oder Angebote für kleinere Kindergruppen zu machen. Mit Stolz berichtet eine Teilnehmerin: „Mit dem Erhalt des Schlüssels fühle ich mich schon fast wie eine rich-

tige Kita-Helferin. Ich kann neuen Praktikanten Fragen beantworten und ihnen etwas erklären, teilweise sogar Anweisungen geben.“ Als bereichernd nehmen sie auch die Teilnahme an Betriebsfeiern und an besonderen Anlässen, wie Laternenumzügen, wahr. Sie sind eben jetzt richtige Teammitglieder.

Das Berufsleben macht allerdings auch müde. Einige sind erstaunt darüber, dass sie nach dem Dienst so k.o. sind. Manche brauchen dringend ihre Mittagspause ohne die Essenssituation im Gruppenraum, um aufzutanken und für eine Weile ihren eigenen Gedanken und Bedürfnissen nachhängen zu können.

Trotz der Anstrengung sind sich alle einig: Die Arbeit in der Kita macht Spaß und es ist schön zu erfahren, gebraucht zu werden. Oft kommt ein positives Feedback von den AnleiterInnen, vereinzelt auch von den Eltern. Wie sehr ihre Arbeit mittlerweile als Entlastung empfunden wird, können folgende Beispiele belegen:

- Eine Kindertagesstätte in Lurup betreut viele türkische Kinder, Özlem Y., eine Teilnehmerin des Kita-Projektes managt hervor-

gend die Kommunikation zwischen den deutschen Erzieherinnen und den türkischen Eltern.

- In einer Kita in Wellingsbüttel kümmert sich Linda H. regelmäßig um drei Kinder in einem Nebenraum, da die so oft in der Gruppe untergehen und ein höheres Ruhebedürfnis haben.
- In einer Kita in Farmsen hat Christina S. die Aufgabe, nach dem Frühstück mit allen Kindern die Zähne zu putzen und die Hände zu waschen. Inzwischen hat sie die Koordination mit diesem „Ameisenhaufen“ völlig eigenständig im Griff und die Erzieherinnen haben Zeit für die Vorbereitung von Spielangeboten und ähnliche Aufgaben.

Für das Jahr 2005 soll die Individuelle Entwicklungsplanung für die TeilnehmerInnen des Projektes eingeführt werden. Die Elbe-Werkstätten schulen die AnleiterInnen in den Vorgehensweisen und Planungsunterlagen von IEP, und alle Zielvereinbarungen mit den TeilnehmerInnen werden nach IEP-Maßstäben getroffen.

Sigrid Wollmann



*Reinold Knabe
an der Töpferscheibe*

*In der Töpferei des Betriebes Elbe 1:
Kirsten Johannsen baut eine Schüssel*



Morgens: 6⁰⁰ - 9⁰⁰
Vormittag: 9⁰⁰ - 12⁰⁰
Mittag: 12⁰⁰ - 2⁰⁰
Nachmittag: 14 - 18⁰⁰



Maria Knobbe bearbeitet eine Teekanne



Verpackung von Milchkaffee im Betrieb Elbe 1



*Richtfest der neuen EW-Betriebsstätte
an der Cuxhavener Straße am 1. Oktober 2004*



*Metallarbeiten im
Betrieb Elbe 2 - Hausbruch*



Das CNC-Bearbeitungscenter



Neue Namen – Neues Logo



Das alte EW-Logo

Lange war Geschäftsführer Jürgen Lütjens auf der Suche nach einer neuen einheitlichen Bezeichnung für die Werkstattbetriebe der Elbe-Werkstätten GmbH. Harburg 1, 2 und 3, Betrieb Altona, Betrieb Bergedorf, Betrieb Meckelfeld – so konnte es nicht bleiben, zumal die Meckelfelder demnächst schon ihren Neubau an der Cuxhavener Straße beziehen. Jürgen Lütjens suchte sein Heil in einem Ideenwettbewerb und siehe da, der brachte Erfolg. Eine Gruppenleiterin aus der Rieckhof-Kneipe, Jacqueline Steffens, hatte die richtige Eingebung: „Nennen wir uns doch nach den Feuerschiffen auf der Elbe, also durchgängig Elbe 1 bis Elbe 6“.

Feuerschiffe? Warum nicht! Feuerschiffe sind schwimmende Leuchttürme, die an festen Positionen auf See verankert sind. Sie geben Signale, schützen und leiten. Sie sind weithin sichtbar und sie sind fest verankert. Diese Symbolik lässt sich leicht auf unser Unternehmen übertragen – maritimer Bezug, fester Ankerpunkt, Leitung, Schutz und Sicherheit.

Also war es ausgemacht: Aus Harburg 1, 2 und 3 wird Elbe 1, 2 bzw. 3. Meckelfeld wird Elbe 4, Altona Elbe 5 und Bergedorf schließlich Elbe 6. Für Neugründungen ist da immer noch Platz. Damit war das Problem der durchgängigen Namensgebung aus der Welt.



Das neue Logo

Aber der Schwung der Neuerung reichte noch weiter. Warum nicht bei dieser Gelegenheit auch das etwas hausbackene Elbe-Logo durch ein zeitmäßigeres, moderneres ersetzen? Das alte Elbe-Logo, jeder weiß das, symbolisierte unseren Betrieb durch zwei stilisierte Figuren, wobei eine die andere schützend umarmt. Thematisiert wurde also die beschützende Werkstatt. Dabei sollte es nicht bleiben. Schließlich sind die Elbe-Werkstätten sehr viel mehr als nur ein Schutzraum für Menschen mit Behinderung. Sie sind ein modernes, in vielen Bereichen innovatives Unternehmen, das sich gleichberechtigt im Wettbewerb mit anderen Firmen bewegt, offen und innovativ.

Die Werbeagentur Kagel & Hymmen, seit Jahren schon für uns tätig, bekam den Auftrag, diese Botschaft in ein Logo umzusetzen und dabei den Bezug zur Feuerschiff-Idee herzustellen. In zwei Auswahldurchgängen mit einer Vielzahl von Vorschlägen wählte das Leitungsteam das neue Logo. Es verwendet weiterhin die eingeführten Elbe-Farben Kobaltblau

und Lindgrün. Der Schriftzug „elbe“ öffnet eine blaue Fläche nach allen Seiten. Ein blauer Block an der rechten Seite wird durchzogen von zwei weißen Querstreifen und erinnert an einen Schiffschornstein. In dieses grafische Element können Ziffern eingefügt werden, die den jeweiligen Betrieb kennzeichnen, so dass neben das „offizielle“ EW-Logo auch ein Logo jedes einzelnen Betriebes tritt, elbe 1 bis 6 eben.

Noch klarer wird die Verbindung zwischen Logo und Feuerschiff-Bezeichnungen durch das neue Motto der Elbe-Werkstätten GmbH. Das lautet: „Wir setzen Zeichen.“ Diese Aussage lässt sich beliebig weiterführen: Wir setzen Zeichen – für Vertrauen, – für Qualität, – für Sicherheit, – für Innovation. Der Werbeagentur ist damit ein plakatives, kompaktes Logo gelungen, das klare Formen und Farben enthält, sowohl Offenheit als auch Halt signalisiert und in der Kombination von Schriftform und Kleinschreibung sehr modern wirkt. Ein gutes Symbol für unser Unternehmen und für das Selbstverständnis aller in ihm Tätigen.

Das neue Motto der Elbe-Werkstätten:

Wir setzen Zeichen.



In der Wäscherei am Nymphenweg



Aus dem Elternbeirat

Gerade mal elf Zeilen war einer überregionalen Hamburger Tageszeitung der Hinweis auf den „Internationalen Tag der behinderten Menschen“ (3.12.04) wert. Es wird also noch der rund 8,4 Millionen Menschen mit amtlich anerkannter Behinderung „gedacht“.

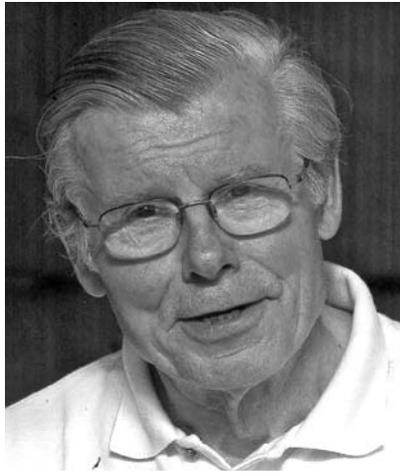
Dabei dürften die laut Schwerbehinderten-Ausweis mit 100% Betroffenen und auf dem Sonderausweis mit einem H (hilfsbedürftig) und G (geistig behindert) Gekennzeichneten eine relativ kleine Gruppe darstellen.

Warum sollte sich gleichwohl die Behörde für Soziales und Familie gehindert fühlen, diesem Personenkreis – sofern er in einer Werkstatt für behinderte Menschen tätig ist – a) überhaupt und b) gar in zeitlicher Nähe zu dem Gedenktag für behinderte Menschen einen Brief zu schicken, in dem schon einmal vorwarnend darauf hingewiesen wird, dass der „Hilfsempfänger / die Hilfsempfängerin [...] nach den Bestimmungen des Bundessozialhilfegesetzes eventuell einen Kostenbeitrag aus eigenem Einkommen zu leisten“ habe? Es geht um die Eingliederungshilfe, die von der Behörde an die Werkstätten für behinderte Menschen gezahlt wird.

Ein solches Ansinnen könnte sogar als zeitgemäß hingestellt werden, habe doch in Zeiten leerer Staatskassen ein jeder zur Minderung von Defiziten beizutragen. Also auch diejenigen, bei denen im Grunde nichts zu holen ist?

Es gibt zu denken, dass die „Lebenshilfe“ eine Unterschriftenaktion unter das Motto stellte: „Nicht sparen auf Kosten der Ärmsten!“.

In Hamburg sollen 40 Prozent der WohngruppenbewohnerInnen



„ambulantisiert“ werden, d.h. sie sollen in ein ambulant betreutes Wohnsystem verschoben werden. Spareffekt: 12,45 Millionen Euro, wie „Leben mit Behinderung Hamburg“ zu berichten weiß. Welche Probleme sich bei Betroffenen auf tun können, kann man nur ahnen.

Angesichts solcher Beispiele versuche ich das, was sich auf sozialem Gebiet für behinderte Menschen weiter einschränkend tut, in Übereinstimmung zu bringen mit einem Satz in einem Merkblatt des Werkstatrates, das während des „Elbe“-Basars in Harburg am 1. Advent zum Mitnehmen auslag. Es heißt da u.a.: „Menschen mit Behinderung wollen kein Mitleid, sondern Respekt.“

Wir sollten über das Wort „Mitleid“ nicht allzu schnell hinweggehen. Ein „instinktives Miterleiden des Schmerzes und Leides des anderen Menschen“ ist das, was in einem Philosophischen Wörterbuch (!) mit „Mitleid“ umschrieben wird. Mitleid steht der Nächstenliebe sehr nahe, und die ist nun wieder ein ethischer Wert, ja Grundwert schon seit der Antike. Nächstenliebe bedeutet, selbstlos für einen anderen Menschen einzutreten, besonders dann, wenn er unserer Hilfe und Unterstützung bedarf.

Mir ist von daher nicht eingängig, warum man Mitleid – jedenfalls auf der Ebene von Mensch zu Mensch – zurückweisen soll; wobei man Mitleid selbstverständlich nicht mit Gefühlsduselei verwechseln darf.

So gesehen, gehen Respekt und Achtung mit dem Mitleid einher bzw. kann das eine aus dem andern folgen.

Jean-Jacques Rousseau, der große Staatsphilosoph und Wegbereiter der französischen Revolution, hat uns wissen lassen, dass die Menschen natürlicherweise zum einen ihrer Selbsterhaltung, zum andern dem Mitleid folgen. Rousseau räumte ein, dass die Menschen frei seien, dem Mitleid entgegen zu handeln. Er ging aber auch noch weiter und schrieb, dass die Menschheit ohne Mitleid nicht hätte überleben können.

Natürlich muss man sich diese Auffassung nicht zu eigen machen. Nachdenkenswert ist sie allemal.

Damit sich nun aber der Kreis schließt – wir haben es hier ja schließlich mit „Elbe“ zu tun –, will ich zwei Informationen von Jürgen Lütjens, dem Geschäftsführer der Elbe-Werkstätten GmbH, wiedergeben, die er uns auf unserer letzten Elternbeiratssitzung am 25. Oktober d.J. gegeben hat: Die einzelnen Betriebe von „Elbe“ „sind total ausgelastet“. Der Kostensatz (und das ist die vorerwähnte Eingliederungshilfe in Höhe von 47,25 Euro pro Tag und Mitarbeiter/in) ist unverändert geblieben.

Und somit endet das Jahr – jedenfalls für die Elbe-Werkstätten GmbH, von der es mit Recht heißt: Gut, dabei zu sein – nach Lage der Dinge durchaus positiv.

Fritz Schulz

Brandschutzübung



hautnah

Im Oktober 2004 war es mal wieder soweit: Auf Wunsch der Gruppenleitung und der Mitarbeiter organisierte ich in meiner Funktion als Sicherheitsbeauftragter der Elbe-Werkstätten eine praktische Brandschutzübung, speziell für die Küche am Nymphenweg und für alle Beschäftigten der Rieckhof-Kneipe.

Der hierfür sehr bewährte Herr Schild durfte wieder einmal tun, was sonst tabu ist, nämlich offenes Feuer entzünden, um es dann mittels Löschdecke und Handfeuerlöschern wieder löschen zu lassen. In Küchen und Gaststätten ist der Brandschutz natürlich besonders wichtig, nicht nur wegen der eigenen Sicherheit, sondern auch wegen der großen Sachwerte, die die Arbeitsplätze dort darstellen. Es machte allen Beteiligten Spaß etwas zu üben, was sonst nie möglich ist. Allerdings muss man und frau doch erst einmal einige Hemmungen überwinden, um einer brennenden Person die Löschdecke wirkungsvoll umzulegen oder offene Flammen mit dem Feuerlöscher anzugreifen. Kleiner Hinweis für die Leser: Die Löschdecke lässt sich auch sehr sinnvoll in Privatwohnungen verwenden, (Stichwort Adventskränze usw). Bevor jedoch gelöscht wird, muss sich jeder eine Frage stellen, die auch bei dieser Schulung im Mittelpunkt stand: Die Entscheidung nämlich, ob überhaupt eine Chance besteht, ohne Gefahr für das eigene Leben eingreifen zu können. Vielleicht weil ihnen dieses bewusst ist, waren die Mitarbeiter der Küche am Nymphenweg bei dieser Brandschutzübung sehr zurückhaltend. Es kann aber auch am Regen gelegen haben, der seinerseits unbedingt selber löschen wollte.



In Küchen und Gaststätten ist der Brandschutz besonders wichtig, nicht nur wegen der eigenen Sicherheit, sondern auch wegen der großen Sachwerte





Elbe-Werkstätten Telegramm

Außenarbeit in der Staats- bibliothek

Nach der Arbeitsgruppe im Staatsarchiv hat der Betrieb Meckelfeld nun auch in der Staatsbibliothek, d.h. in der Uni-Bibliothek im Grindelviertel, Außenarbeitsplätze eingerichtet.

Damit ist das dreijährige Bemühen von Produktionsleiter Jens Rabe um eine Kooperation von Erfolg gekrönt. Zunächst sind zwei Außenarbeitsplätze vereinbart. Die Elbe-Mitarbeiter übernehmen das Scannen von Aufsätzen und Zeitschriftenartikeln, die externen Nutzern der Bibliothek als Dateien zur Verfügung gestellt werden.

Piratenfest am Harburger Hafen

Bei strahlendem Sonnenschein feierte am 3. September der Betrieb Elbe 2 und 3 im Harburger Hafen sein Sommerfest.

Es stand unter dem Motto „Piratenfest“. Außer gutem Piratenessen, einer Cocktailbar, Tanz und Musik gab es Bootsschnupperfahrten mit Peter Krutein im Harburger Binnenhafen, Enterhakenwerfen, Rollstuhlparcours usw. Zwei echte Piraten trieben sich zeitweise auf dem Gelände herum und unterhielten die Besucherinnen und Besucher.

Ausweitung der Arbeitsgruppe im Rieckhof

Die Arbeitsgruppe in der Rieckhof-Kneipe im Veranstaltungszentrum Rieckhof in Hamburg-Harburg erhält Verstärkung. Am Ende des Jahres 2004 teilen sich 20 Personen Aufgaben mit unterschiedlichen Arbeitsinhalten.

Während die eine Gruppe, wie gehabt, die Rieckhof-Kneipe betreibt, ist die zweite Gruppe für das Kulturzentrum tätig. Sie übernimmt Hausreinigungs- und Hausmeisterarbeiten und verfügt über einen eigenen Gruppenraum. Diese Gruppe ersetzt Personal, das der Rieckhof früher selber vorgehalten hat und das mittlerweile berentet ist.

Richtfest an der Cuxhavener Straße

Am 1. Oktober 2004 fand auf dem Neubaugelände an der Cuxhavener Straße das Richtfest des neuen Werkstattgebäudes für Menschen mit psychischer Behinderung statt. Mit dabei waren das Meckelfelder Personal, Mitarbeiter der Firma Stein als Bauherrn, die Bauarbeiter, der Architekt und eine Anzahl von Gästen.

Nach dem üblichen Richtfestritual hielt Herr Stein eine kleine Rede und die Besucher hatten Gelegenheit, die noch leeren und offenen Flächen des künftigen Gebäudes zu besichtigen. Weiter ging es mit einem rustikalen Essen, Livemusik und die Möglichkeit zur Information und zum Austausch. Der angepeilte Termin der Fertigstellung liegt Mitte Januar 2005.

Infoveranstaltung für Eltern und Wohngruppenmitarbeiter

Anfang November startete der Betrieb Altona eine neue Form der Informationsveranstaltung für Eltern, Wohngruppenbetreuer und andere Interessierte.

Im Speisesaal stellten sich die einzelnen Bereiche des Betriebes mit Ständen auf einem Informationsmarkt vor, die Kollegen beantworteten Fragen und berieten Eltern. Ergänzt wurde das Angebot durch Führungen in der Produktion. Mittels eines Fragebogens wurde der Erfolg der Veranstaltung ausgewertet.



Der Werkstättentag in Erfurt

Dienstag, der 14. September 2004, ist der Anreisetag. Wir haben unsere Unterkunft im Augustinerkloster. Am nächsten Tag sind wir in der Messe, wo der Werkstättentag eröffnet wird. Bevor wir richtig hineinkommen, um unsere Plätze zu suchen, melden wir uns erst mal an und bekommen Unterlagen. Darin ist etwas zum Schreiben, Prospekte, ein Programm, was so alles abläuft, ein anderes Buch, wo diejenigen drinstehen, die eine Rede halten, dazu ein Namensschild und Gutscheine für das Mittagessen usw. sowie die Eintrittskarte für den bunten Abend. Als alle ihren Platz eingenommen haben, werden sehr viele Reden gehalten. Es ist sehr interessant, aber auch anstrengend. Zwischendurch wird uns ein Mittagessen serviert. Das ist der erste Tag, der Mittwoch.



Die EW-Teilnehmerinnen vor dem Erfurter Kongresszentrum

Am Donnerstag gehen wir zum Kaisersaal. Dort werden wir in Arbeitsgruppen eingeteilt. Insgesamt sind es sechs Arbeitsgruppen. Die Themen heißen: Arbeitsplatz Werkstatt, Zukunftsentwicklung von Arbeitsfeldern in der Werkstatt, Bildung in der Werkstatt, Beteiligung an der Werkstattarbeit, Zusammenarbeit von Werkstatt und Werkstattkollegen und schließlich Werkstattarbeit in unserer Gesellschaft. Ich habe mich für die Bildung in der Werkstatt entschieden. Wir diskutieren in meiner Gruppe viel über Bildung, denn es gibt die Frage, ob Bildung Arbeit ist. Wir entscheiden uns einstimmig dafür, dass Bildung zur Arbeit dazugehört. Zweimal tun wir uns in unserer Gruppe zu kleineren Arbeitsgruppen zusammen. Einmal gibt es et-

was zum Ausfüllen, worin wir eine Fortbildung brauchen. Das andere Mal, was wäre, wenn aufgrund der Fortbildung die Arbeit nicht weitergeht und was für Vorschläge es gibt, um es besser zu machen. Was in den Arbeitsgruppen zusammengetragen wird, wird am nächsten Tag in der Messe vorgetragen. Abends gibt es aber noch einen bunten Abend mit Musik, Tanz und einem reichhaltigen großen Buffet zum Reinhauen. Ein Theaterstück „Till Eulenspiegel“ wird im Nebenraum aufgeführt.

Am Freitag, bevor es in Richtung Heimat geht, müssen wir noch einmal in die Messehalle, denn dort sollen noch einmal Abschiedsworte an uns herangetragen werden. Es beginnt aber damit, dass aus jeder Arbeitsgruppe

jemand vorträgt, was sein Thema war. Aus meiner Gruppe habe ich mich zwar gemeldet, aber ich bin nicht drangekommen. Im letzten Moment stellt man fest, dass aus der Arbeitsgruppe 5 der Vortragende nicht gekommen ist und man bittet mich, ihn zu vertreten, was ich auch gerne tue. Es gibt auch eine Theatergruppe, die auf der Bühne ist und auf tänzerische Art etwas über die Arbeitsergebnisse vorstellt. Die Leitung der gesamten Zusammenfassung hat Herr Knapp. Er sagt zu jedem Thema etwas aus seiner Sicht und stellt uns alle mit Namen vor. Ich freue mich sehr darüber, dass ich doch noch auf die Bühne komme.

Erfurt ist tatsächlich eine schöne Stadt und ich freue mich, dass ich am Werkstättentag mitgemacht habe. Heute kann ich sagen, ich fand es richtig schön in Erfurt.

Ulrike Meyer-Glitza



Künstler von Beruf

Kunst in der Werkstatt – auch als Produktionszweig?

Der Hamburger Maler Rolf Laute hatte vor 20 Jahren eine Vision: Menschen mit geistiger Behinderung sollte der Beruf als Künstler offen stehen, und weil sie damals und auch heute noch zum allergrößten Teil in Werkstätten arbeiten, müssten eben Werkstätten den Künstlerberuf möglich machen. Werkstätten mit ihren klaren Arbeitsstrukturen und freies Künstlertum – passt das zusammen? Kann man sieben Stunden am Tag Kunst produzieren und dann, wenn der Gong ertönt, nach Hause gehen? Und lässt sich diese Kunst verkaufen? Lassen sich damit die Einnahmen erzielen, um die Werkstattlöhne bezahlen zu können? Viele Fragen, viele Unsicherheiten. Aber Rolf Lautes Vision ist wahr geworden. Seine Künstlergruppe „Die Schlumper“ arbeitet mittlerweile un-

ter dem Dach von „alsterarbeit“, einem Beschäftigungsträger mit Werkstätten und Tagesförderstätten für Menschen mit Behinderungen. Und „alsterarbeit“ hat auch noch zwei weitere künstlerische Sparten zu Produktionsbereichen ausgebaut: Den Musikbereich mit den Bands „Station 17“ und „KundeKönig“ und den Theaterbereich mit dem Projekt „Theater!“. Die Schwindelfrei-Redaktion war neugierig, wie sich diese ungewöhnlichen WfbM-Arbeitsangebote in der Praxis bewähren und beschloss, dem Thema eine Titelgeschichte zu widmen. Hier die Berichte aus den drei – übrigens sehr unterschiedlichen – Kunst-Projekten. Dazu ein Beispiel von Kunst als „Begleitendes Angebot“ in der Werkstatt.

1. Die Schlumper – von der Kunstwelt anerkannt

22 Jahre Kampf um den Werkstattstatus

Bevor die Künstlergruppe „Die Schlumper“ mit ihrem künstlerischen Leiter Rolf Laute zu einem Produktionsbereich einer Werkstatt wurden, haben sie bereits über 20 Jahre „Kunst produziert“ und sich viel Beachtung und Ansehen erkämpft. Es war das Jahr 1980, als der Künstler Rolf Laute den Auftrag bekam, in den damaligen Alsterdorfer Anstalten – im Wilfried-Borck-Haus – ein Wandbild zu gestalten. Er kam auf die Idee, künstlerisch begabte Bewohner zu beteiligen, und seit dieser Zeit gibt es die Gruppe. Ihren Namen hat sie von ihrem ersten eigenen Atelier

an der Straße „Beim Schlump“, wo sie viele Jahre lang am Freitag Nachmittag in den Kellerräumen ihre kreative Begabung entwickeln konnten. 1985 gründete sich bereits der Förderverein „Freunde der Schlumper“. Aber Rolf Lautes erste Versuche, sein Atelier in einer Werkstatt zu etablieren, schlugen fehl. Keine der vier Werkstätten in Hamburg wollte dieses Risiko eingehen. Offene Ohren fand er schließlich bei der Hamburger Sozialbehörde, die im Jahre 1993 das Arbeitsprojekt „Schlumper von Beruf“ genehmigte. Damit zahlte die Behörde zum ersten Mal über den Verein – als Träger des Projekts – behinderten Künstlern einen Kostensatz für ihre Arbeit. Er enthielt die Kosten für die Assi-

stenten, die Mieten und eine Investitionspauschale. So wurde es möglich, die ersten zwölf Maler als „Vollzeitkünstler“ zu beschäftigen.

1998 zogen die „Schlumper“ dann in wunderschöne neue Räume in der umgebauten Hamburger Rinderschlachthalle um, nahe am szenigen Schanzenviertel gelegen, wo sie in einem offenen 2-etagigen Raum neben ihren Atelierplätzen auch hervorragende Ausstellungsmöglichkeiten hatten. 2002 schließlich war es dann soweit, die „Schlumper“ schlossen einen Vertrag mit „alsterarbeit“ und wurden ein eigenständiger Produktionsbereich in einer „integrierten Betriebsstätte“, die Werkstatt- und Tagesförderstättenplätze umfasst. Die Zahl der



Die Schlumper-Künstler in ihrem Atelier am Neuen Kamp auf St. Pauli



WfbM-Arbeitsplätze hatte sich inzwischen auf 24 erweitert. Soweit die Vorgeschichte.

Die Arbeitszeiten

Als ich an einem Mittwoch im Dezember das Schlumper-Atelier besuche, treffe ich neben Rolf Laute und zwei Kolleginnen weniger als die Hälfte der Künstler an. Der Grund: Ein Teil von ihnen arbeitet in Dependancen in der Altonaer Schule Chemnitzstraße, einer integrativen Regelschule, sowie in der Schule Thedestraße, in der die „Schlumper“ ein eigenes Atelier unterhalten. Ein anderer Teil musste Urlaub nehmen. „Resturlaub“, wie mir Rolf Laute mit leichtem Unverständnis in der Stimme erzählt.

Ich stelle gleich die nahe liegende Frage nach den Arbeitszeiten. „Wir arbeiten von 8.30 Uhr bis 16.00 Uhr“, ist die Antwort. Weil die Galerie aber bis 19.00 Uhr geöffnet hat, können die Künstler auch später kommen und später gehen. Also doch ein Hauch künstlerischer Freiheit, der hier herrscht und ohne den es wohl auch nicht gehen würde.

Ich sehe mir die Arbeitsplätze der Künstler an und stelle fest, dass sie sehr unterschiedlich sind. Wer will, hat seinen eigenen Atelierplatz, oft abgeschirmt und individuell gestaltet. Andere arbeiten lieber um einen gemeinsamen Tisch in einer Atmosphäre, die an eine Werkstattarbeitsgruppe erinnert.

Die Wirtschaftlichkeit

Erwirtschaftet der Bilderverkauf die Löhne der Künstler? Offensichtlich ja, wobei die Sorge für das wirtschaftliche Ergebnis in die Hände des Vereins „Freunde der Schlumper“ gelegt ist. Beim Verein liegen die Rechte für die Vermarktung der Bilder. Das vereinbarte monatliche Entgelt der Künstler überweist er an „alsterarbeit“ und die Werkstatt zahlt es ihren Beschäftigten aus. Die Bildverkäufe organisiert der Verein unter anderem über Ausstellungen in den Schlumper-Räumen. In diesem Jahr hat es zwei davon gegeben, die Ausstellungen „Bildnisse“ und „Tierbilder“. Zu den jeweiligen Themen haben sich in vielen Schlumperjahren im riesigen Schlumperarchiv genügend Schlumberbilder angesammelt, so dass die Zusammenstellung vom Exponaten wenig Mühe macht. Der Bekanntheitsgrad der Gruppe ist durch Ausstellungen in Hamburg, Berlin, Bonn und Mainz



und in jüngerer Zeit sogar in Prag und Chicago enorm. Beigetragen haben dazu auch Veröffentlichungen im Kunstmagazin „art“ und beim renommierten Springer-Verlag, der den Kunstband „Die Schlumper – Kunst ohne Grenzen“ herausgegeben hat. Und so strömen zu den Ausstellungen in der Rinderschlachthalle Sammler und Galeristen, die sich auf die so genannte „Art Brut“ spezialisiert haben. Sie zahlen für die Werke Beträge von mehreren Hundert Euro, im Einzelfall sogar bis zu 10.000,- Euro. Vereinsbeitrag und Sponsorenwerbung tun ihr übriges. Die regelmäßige Entgeltzahlung für die Maler, der Künstlerbedarf wie Farben, Pinsel, Papier und Leinwand und die Kosten für Ausstellungen, Transporte, Versicherungen, Archivarbeit usw. sind damit gedeckt.

„Kunst“ oder „Nicht-Kunst“?

Werden die Werke von der Kunstwelt tatsächlich als „gleichberechtigte“ Kunst angesehen? Rolf Laute berichtet von einem Expertenstreit, der sich an diesem Thema entzündet hat. Auf der einen Seite steht dabei Prof. Dr. Günther Gercken, Kunstsammler, ehemaliger Vorsitzender des Hamburger Kunstvereins und Mitglied im Verein „Freunde der Schlumper“. Er vertritt die These, dass das Werk entscheidet und nicht die Biografie des Künstlers. Nach seiner Auffassung kann ein Werk eines geistig behinderten Malers durchaus als „große Kunst“ gelten. Die andere Position bezog Prof. Karl Vogel, der ehemalige Präsident der Hochschule für Bildende Künste, in einem NDR-Film über die Schlumper: Menschen mit geistiger Behinderung können keine wirklichen Künstler sein, sondern ihre Werke gehören in eine Sonderkategorie wie Kinderzeichnungen, afrikanische Plastiken und ähnliches. Die Begründung: Ein Künstler müsse sein Werk reflektieren können, er müsse es in kunstgeschichtliche Zusammenhänge stellen können. Wenn dies nicht der Fall sei, dürfe man das Prädikat „Kunst“ nicht ver-

geben. Rolf Laute ist sehr entschieden anderer Auffassung, will sich aber nicht auf eindeutige Kriterien für Kunst festlegen. Er redet von Ehrlichkeit in den Bildern, vom persönlichen Stil, unverwechselbarer Handschrift, aber selbstverständlich so sagt er, gebe es unter Künstlern mit geistiger Behinderung ebenso schlechte Künstler wie bei Künstlern ohne Behinderung.

Bei den „Schlumpfern“ haben sich über die Jahre allerdings eine Menge Talente zu anerkannten Künstlern entwickelt, die sich einen Ruf erworben haben und denen die Galeristen die Arbeiten fast aus den Händen reißen. Namen wie Uwe Bender, Werner Voigt, Horst Wässle, Karl-Ulrich Iden und die 2003 verstorbene Klara Zwick sind Kennern ein Begriff. Sie werden in der Tradition von Gugging gesehen, der legendären Psychiatrie, die unter dem Psychiater Leo Navratil die künstlerische Ausdruckskraft psychiatrischer Patienten entdeckte und bis heute großen Einfluss auf den modernen Kunstbetrieb hat.

Wie Talente entdeckt und gefördert werden

„Wie wird man Schlumper?“ frage ich Rolf Laute. Nach wie vor, so berichtet er, gibt es am Freitag ein offenes Angebot: die Schlumper als Freizeitgruppe, so wie in

den frühen Jahren. Hier zeigen sich Talente, die in den Profibereich wechseln können, dies aber nicht unbedingt wollen. „Manche echten Talente,“ erzählt der Atelier-Gründer, „ziehen es vor, an ihrem Arbeitsplatz in der Werkstatt zu bleiben und nur in ihrer Freizeit zu malen. Manchmal sehen Werkstattmitarbeiter in den lockeren Arbeitsbedingungen der Schlumper eine Fluchtmöglichkeit – weg von den strengeren Werkstattregeln. Sie kommen nicht aus „Berufung“ und würden sich wahrscheinlich nie zu wirklichen Künstlern entwickeln. Solche Kandidaten bekommen bei den Schlumpfern keinen Künstlerarbeitsplatz“

Wie fördern die Assistenten ihre künstlerischen Talente? Wie viel Einfluss nehmen sie? Wie viel Schulung ist nötig und wie viel ist möglich? „Unser Einfluss ist allenfalls indirekt,“ beantwortet Rolf Laute meine Fragen. „Wir haben ein kollegiales Verhältnis zueinander. Wir leiten nicht an, sondern üben konstruktive Kritik, die ehrlich ist. Die größte Motivation sind aber die Ausstellungen und vor allem der Verkaufserfolg. Mit anderen Worten: Wir geben Anregungen, Hilfen und Rat, vermitteln aber keine thematischen oder inhaltlichen Vorgaben.“ Die Schlumper arbeiten in der Regel mit Dispersionsfarben, selten nur mit Ölfarben. Die übernehmen Aufgaben wie das Aufspannen der Leinwand, kümmern sich um

die Sauberkeit der Plätze und archivieren die Werke.

Schüler in der Künstlerwerkstatt

Mein Besuch nähert sich dem Ende. Ich verabschiedete mich von den Künstlern, insbesondere von Horst Wässle, den ich noch aus seiner Zeit bei den Elbe-Werkstätten kenne und der mich schnell in seinem aktuellen Werk verewigt, sowie von Rolf Laute und seinen Mitarbeitern. Eine Besonderheit des Schlumper-Ateliers ist ihnen zum Schluss noch einmal wichtig zu berichten: Jeden zweiten Montagvormittag öffnen sie ihr Atelier für Hamburger Schulklassen. Die Galerie-Pädagogin der Schlumper, Rita Calsen, die für diese Aufgabe von der Schulbehörde freigestellt ist, führt die Schüler durch die Ausstellung, die Kinder fertigen eine Skizze ihres Lieblingsbildes an, wie sie dies auch im Museum machen würden, und malen es anschließend nach. Daraus entstehen sehr eigenständige Werke auf der Basis der Arbeiten von Schlumper-Künstlern. Dies hat sich als eine sehr effektive Form der Auseinandersetzung mit den Besonderheiten dieses Ateliers erwiesen und damit mit den Besonderheiten der hier arbeitenden Menschen. Für mich ist dies ein hoffnungsvoller Schluss, der mich in meiner Überzeugung bestärkt, dass die „Schlumper“ nicht nur Botschafter für Künstler mit Behinderungen sind, sondern dass sie die Lebenswelt aller Menschen mit geistiger Behinderung einer breiten Öffentlichkeit nahe bringt.

Wer sich näher über die Schlumper und ihre Arbeit informieren will, findet sie im Internet unter www.schlumper.de. Eine große Schlumper-Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle ist derzeit in Vorbereitung. Der Termin: 24.12.2005 - 29.01.2006

2. Station 17 – die verrückteste Band der Welt



„Station 17“



„KundeKönig“

Seit 15 Jahren gibt es sie bereits, die Band „Station 17“. Fünf CDs sind erschienen, Konzerte und Tourneereisen hat es gegeben, einen Film sowie zwei Theaterstücke, und aus dieser Theaterarbeit hat sich – sozusagen als Ableger – eine eigene Theatergruppe entwickelt. „Station 17“ hatte seinen Ursprung ebenfalls auf dem Gelände der Stiftung Alsterdorf. Mittlerweile hat das Projekt eine neue Heimat in der Barnerstraße in Altona, nahe der „Fabrik“, dem bekannten Kulturzentrum, Tür an Tür mit der Szene-Diskotheek „Kir“. Ich habe mich mit Kai Boysen, dem Gründer und Kopf der Gruppe, verabredet sowie mit Andrea Trumm, die die Nachwuchsgruppe „KundeKönig“ leitet. Die Räume in der Barnerstraße sind zur Zeit eine Baustelle. Es gibt öffentliche Mittel für einen Um- bzw. Ausbau der Räume, und die Bauarbeiten sind im vollen Gange.

Die etablierte und die Nachwuchs-Band

Was unterscheidet die beiden Gruppen voneinander?, will ich wissen. „Station 17“ ist eine Band, die sich im elektronischen Pop ansiedelt und aus einer experimentellen Rockband hervorgegangen ist. Ihr Stil ist eine Mischung aus Techno, Rhythmik und elektronischer Musik. Sie lebt von den Einfällen und der Musikalität ihrer Musiker mit Behinderungen. Aufbereitet und umgesetzt werden diese Einfälle von professionellen Musikern, ohne deren Arbeit „Station 17“ nicht möglich wäre. „KundeKönig“ geht einen anderen Weg. Hier spielen sechs Behinderte und ein nicht behinderter Mensch zusammen in einer Formation. Ihr Repertoire umfasst vor allem Coverversionen, z.B. von den „Beatles“ aber auch von unbekanntem Songschreibern. Mittlerweile hat „KundeKönig“ einen eigenen Interpretationsstil entwickelt. „KundeKönig“ ist die Nachwuchsarbeit von „Station 17“. Die Band hat Berufsbildungsplätze integriert und arbeitet täglich unter der Leitung von Andrea Trumm und Christoph Grothaus. Ihre Arbeit ist eine reguläre, musikalische Ausbildung an Instrumenten, in Gesang, Ensemble und Background. Die Bandmitglieder, überwiegend Menschen mit Sehbehinderungen, stammen aus Hamburg, aber auch aus anderen Teilen Deutschlands. Sie spielen Gitarre, Bass, Akkordeon und Keyboards, und die Mehrzahl von ihnen singt. „KundeKönig“ spielt auf



„Station 17“



Fotos rechts:
„KundeKönig“

Festivals, kann aber auch gebucht werden, etwa für private oder öffentliche Veranstaltungen, Vernissagen, Straßenfeste usw. Für potentielle Veranstalter haben sie eine Demo-CD erstellt.

22 Musiker in Werkstatt und Tagesförderung

Wie viel Menschen arbeiten insgesamt im Projekt „Station 17“?, ist meine Frage. 27 Personen, lautet die Antwort. Fünf in der Anleitung – davon drei Teilzeitbeschäftigte – und 22 Musiker mit Behinderungen, die meisten von ihnen mit WfbM-Status, fünf auf Tafö-Stellen (ebenfalls in Teilzeit) sowie drei im Berufsbildungsbereich. „Station 17“ führt mit seinen Proben- und Aufnahmenräumen ein ungewöhnliches Werkstattleben, aber verglichen mit den Schlumper-Malern ist der Werkstattbezug deutlicher spürbar. Vom „Qualitativen EntwicklungsDialog“ ist zum Beispiel die Rede, einem Förder- und Entwicklungssystem, das in der Werkstatt Anwendung findet. Es gibt werkstatttypische „begleitende Angebote“, wie Tanz und Bewegung, Lesen und Schreiben und den Umgang mit dem Internet. Aber es gibt auch eine Textwerkstatt, ausgestattet mit Computern und Internetzugang für die Recherche und es gibt ein eingegliedertes Filmprojekt, die Filmgruppe „Von der Rolle“, die mittlerweile einen eigenständigen Status innerhalb von „Station 17“ gewonnen hat. Sie produziert die Musikvideos für „Station 17“ und dreht zur Zeit auch einen eigenen Spielfilm. Damit kommen die schauspielerischen Talente der „Station 17“-Musiker zur Geltung.

Erfolg durch Professionalität

Der Schwerpunkt der Arbeit bleibt aber die „Station 17“-Band, die seit Jahren einen internationalen Ruf genießt und regelmäßig beim Hurricane-Festival in Scheßel und beim Jazz-Festival in Moers zu Gast war. Von den 250 Konzerten in den letzten sieben Jahren führten sie einige auch nach London, nach Bristol, nach Brüssel, nach Zürich oder Luxemburg. Ihr erstaunlicher Ruf ist das Ergebnis hoher Professionalität sowohl im musikalischen Konzept als auch in der PR-Arbeit der Plattenfirma. Die Musikpresse hat die ungewöhnliche Formation zur Kenntnis genommen und berichtet regelmäßig über Neuerscheinungen, ebenso wie Tageszeitungen und Magazine, etwa „Stern“ und „Spiegel“, und auch das Fernsehen. Einer Tournereportage in der ARD im Jahre 2003 folgte eine ausführliche Dokumentation auf „arte“ in 2004. Zusammengehalten wird das Projekt von der Person Kai Boysen, Gründer, Entwickler, Ideengeber, Manager und wichtigster Musiker der Band. Seinen Kontakten in der Musikszene ist die schier unglaubliche Entwick-

lung zu verdanken. Er hat es geschafft, namhafte Künstler wie die „Toten Hosen“ einzubinden, und er konnte die Agentur „TrueSchool“ aus Aachen, einer der erfolgreichsten der Szene, für die Vermarktung gewinnen.

Der lange Weg zum Berufsmusiker

Der Weg bis in diese Höhen war allerdings lang und steinig. Es begann in Alsterdorf auf jener mittlerweile berühmten Station 17, auf der der junge Kai Boysen 1988 als Heilerzieher arbeitete. Er entdeckte die Musikalität einiger Bewohner und band sie ein in die experimentelle Musik, die er gemeinsam mit einigen anderen Künstlern zu jener Zeit erprobte. Sie nahmen musikalische Ausdrucksformen, Rhythmen und Texte auf und setzten sie in Stücke um, die die Fachwelt beeindruckten. Der zweite Schritt der Bandarbeit ist bis heute die Umwandlung der im Studio entstandenen Stücke in bühnentaugliche Versionen geblieben. Im Lauf der vielen Jahre hat sich die Musikalität der behinderten Künstler sehr stark weiterentwickelt und die Professionalität ist damit zu einer gemeinsamen Professionalität geworden. Nach den Anfängen im Freizeitbereich und in der Erwachsenenbildung von Alsterdorf war Station 17 von 1995 bis 2000 im Bereich Öffentlichkeitsarbeit eingebunden. Sie hatte den Status einer „integrativen Kulturarbeit“. Ihr hoher Extra-Bedarf an Probe- und Tournéezeiten wurde von der Alsterdorfer Werkstatt, in der die meisten Musiker und „Station 17“-Schauspieler beschäftigt waren, großzügig toleriert. Nach der Gründung von „alsterarbeit“ im Jahre 2000 ging Station 17 ins reguläre Werkstattangebot über und die Freizeitmusiker wurden zu Berufsmusikern.



„Theater!“ bei ihrer Straßen-theateraktion in der Hamburger City im Juni 2004



Ihre Tagesstruktur entspricht übrigens der der Schlumper-Maler. Ihr Arbeitstag geht von 9.00 bis 16.00 Uhr, bei Tourneen erhalten sie einen Freizeitausgleich in der Regel am Freitag.

Musik ist für die Station 17-Musiker „passgenaue“ Arbeit

Kai Boysen und auch Andrea Trumm haben neue Wege beschritten, die kaum jemand für gangbar gehalten hat und die Entwicklung ist offensichtlich noch nicht zu Ende. Immer neue Pläne leiten sich aus dem Ursprungprojekt ab. Bei allem Engagement stellt sich für mich die Frage nach dem Sinn, nach der Absicht, nach dem Zweck der vielen Arbeit, die sie auf sich nehmen. Die Beiden sind sich einig: Die Musiker von „Station 17“ und auch die von „KundeKönig“ brauchen ein Angebot, das die Werkstatt in ihrer üblichen Form sonst nicht bereit hält. Sie wollen Musiker sein, Schauspieler, vielleicht auch Filmemacher. In der Werkstatt sind viele von ihnen früher durch alle Maschen gefallen. Ihre „Verhaltensauffälligkeit“ füllte Aktenordner, sie blockierten die Zeiten der Sozialpädagogen und Therapeuten. Das Musik-, Schauspiel- und auch Filmangebot bietet ihnen eine Aufgabe und Entfaltungsmöglichkeit, die all ihre Auffälligkeiten nicht mehr notwendig machen. Kunst ist mehr als Beschäftigung und Ablenkung. Für „Station 17“ ist es Arbeit geworden, und zwar die richtige, die „passgenaue“ Arbeit für Menschen, die mit anderen Formen von Arbeit unglücklich waren, und „Station 17“ hat Talente freigelegt, die vorher zum Teil nicht einmal im Ansatz erkannt worden sind.

3.

Sommernachtstraum, Dreigroschenoper, Vierjahreszeiten

Das Schauspielprojekt „Theater!“

Der Ausgangspunkt

Aus der Band „Station 17“ entstand 1995 das gleichnamige Theaterprojekt. Der 1995 produzierte Tournee- und Musikfilm „Station 17“ offenbarte bei einigen der Musiker ein beachtliches schauspielerisches Talent. An dieser Entdeckung entzündet sich die Idee, eine eigene Theaterproduktion zu realisieren. Die Initiative und Leitung übernimmt Thomas Maier, Sozialpädagoge und Musiker mit eigener Theatererfahrung. Gleich das erste Projekt griff sozusagen nach den Sternen. Station 17 gewann die Regisseurin Barbara Neureither, die mit ihrer freien Gruppe „Babylon“ im Umfeld von Kampnagel in Hamburg angesiedelt war und sich mit innovativen und radikalen Inszenierungen einen Namen gemacht hatte. Mit Unterstützung der Hamburger Kulturbehörde brachten Station 17 und Babylon die Co-Produktion „ein Sommernachtstraum“ nach William Shakespeare auf die Bühne. Dem nächsten Projekt, der „Dreigroschenoper“ blieb die Realisierung bis zur Bühnenreife aller-

dings versagt. Die Brecht und Weill-Erben bestanden auf der wortgetreuen und historischen Darstellung der „Dreigroschenoper“. So kam es im Februar 2000 unter der Leitung des Schauspielers und Regisseurs Max Eipp nur zu einer internen Werkstattaufführung mit geladenen Gästen.

Hinter der Behinderung wird die Persönlichkeit sichtbar

Die nächste Station 17-Theater-Produktion „Vier Jahreszeiten“ lief im Februar 2002 unter der neuen Regie von Adelheid Mütter acht mal vor ausverkauftem Haus auf Kampnagel und wurde im Herbst 2003 zweimal erfolgreich wieder aufgenommen. Die Texte zu dieser Produktion stammten von den behinderten Künstlern von Station 17. Diese wurden von dem bekannten Schauspieler Gustav Peter Wöhler gesprochen und mit der Band Station 17 performt. In diesem Stück kamen, stärker als in den vorherigen Inszenierungen, die behinderungsbedingten Besonderheiten und die speziellen Talente der Schauspieler zur Geltung. In ihnen, so zeigte sich, liegt gerade das Potential der Schauspieler, ihre Authentizität und individuelle Ausdruckskraft. Sie sind auf der Bühne präsent, losgelöst von vorgegebenen Rollen. Das zunächst Befremdliche an der Behinderung eröffnete den Zuschauern einen neuen **29**



Blickwinkel, vermittelt Leichtigkeit, Witz und auch Poesie.

Tägliche Theaterausbildung und Theaterprobe

Für den Herbst 2005 ist nun eine neue Koproduktion mit dem Theater Kampnagel in Vorbereitung: „Idyllen“, basierend auf gleichnamigen Texten von Ernst Jandl.

Unter der Regie von Adelheid Mütter wird das Experiment einer textlastigen professionellen Theaterperformance gewagt. Die Proben hierfür laufen in den eigenen Probe- und Arbeitsräumen, die die Gruppe im Oktober 2003 bezogen hat, angesiedelt im Medienbunker auf dem Heiligengeistfeld. Zwölf Schauspieler proben hier regelmäßig, elf mit Werkstatt- und einer mit Tagesförderstättenstatus wie die Schlumper und die Musiker von Station 17 als Berufsschauspieler unter dem Dach von alsterarbeit. Sie proben hart und arbeiten täglich

an ihrem Körper, ihrer Stimme, ihrem Atem und ihrer Phantasie. Die Mitglieder der Gruppe sind sehr unterschiedlich – in ihrer Persönlichkeit, aber auch in ihrem Lebensalter. Anja Claußen, die Jüngste, ist gerade einmal 19 Jahre alt, Karl-Heinz Steinert ist 65. Ihre Trainer, Thomas Maier und Martina Vermaaten, fordern und fördern sie sehr intensiv, und die professionellen Arbeitsbedingungen beschleunigen ihre Entwicklung ungemein. Allerdings: Talent und eine entsprechende Bühnenpräsenz sind Voraussetzung für die Aufnahme in dieser exklusiven Gruppe.

„Theater!“ bietet regelmäßig Workshops für Menschen mit Behinderungen an. Nachwuchstalente werden, nach Absprache, zu „Schnuppertagen“ eingeladen und es kann sich danach ein

Praktikum von zwei bis vier Wochen anschließen. Wer dabei sein will, muss sich während des Praktikums einem regelrechten Casting stellen.

Professionelles Theater – ein „hartes Brot“

Die Finanzierung von professioneller Theaterarbeit mit behinderten Schauspielern ist ein schwieriges Unterfangen. Neben den langwierigen und aufwändigen Theaterproduktionen kommen als Einnahmequellen die Workshops, die Vermietung der Räume und Straßentheaterprojekte hinzu. Eine gezielte Spendenwerbung, Fundraising und Akquise von Fördergeldern ist ebenfalls Teil des Finanzierungsprogramms. Ein Verein von Unter-

4. Ein Beispiel für Kunst als Begleitendes Angebot: Das Malatelier am Nymphenweg



Zweimal im Monat, immer am Freitagvormittag, treffen sich 6 bis 8 Mitarbeiter der Elbe-Werkstätten im Besprechungsraum des Betriebes Elbe 1, um zu malen. Die Gruppe hat Tradition: Jahrelang hat Anleiterin Karin Miedeck sie begleitet. Als sie aufhörte, übernahm eine neue Assistentin ihre Arbeit: Philemon-Sophia Höpfner-Jordan. Der Töpfermeister der Elbe-Werkstätten, Klaus-Peter Kunstmann, war auf die Künstlerin aufmerksam geworden, als er in der anthroposophischen Einrichtung „Franziskus“ in Iserbrook eine Wandgestaltung sah, die sie angefertigt hatte. Frau Höpfner-Jordan ist Waldorfschülerin, besuchte die anthroposophische Kunstschule in Hamburg und absolvierte eine Kunsttherapieausbil-

dung. Ihr Anleitungsstil unterscheidet sich von dem ihrer Vorgängerin: Während die Gruppe bei Karin Miedeck überwiegend mit Kreide und nach Bildvorlage malte, nutzt sie jetzt unterschiedliche Materialien und gestaltet frei. Die Formate sind unterschiedlich – von Postkartengröße bis zu großen Leinwänden. Zu Weihnachten stellte die Gruppe auf einem Weihnachtsmarkt aus, weitere Ausstellungen hat sie geplant. Ich frage Melanie Brockmann, die schon seit Karin Miedecks Zeiten dabei ist, was ihr an der Kunstgruppe gefällt. „Ich male schon immer gern“, sagt sie, „und hier bin ich beim Malen in Gesellschaft. Jeder macht das Gleiche und durch die anderen komme ich auf neue Ideen.“

Philemon-Sophia Höpfner-Jordan lässt die Talente sich nicht einfach nur frei entfalten, sondern sie gibt auch behutsam Anregungen, möchte Begabungen fördern und

stellt gezielte Aufgaben. Ihre Arbeit in den Elbe-Werkstätten versteht sie nicht als „Kunsttherapie“ im üblichen Sinne. Sie arbeitet nicht gezielt therapeutisch, sondern „die Werke entstehen“, der therapeutische Einfluss ist eher indirekt. In Altona ist sie gerade dabei, ihr Atelier für Gruppenangebote zu öffnen, in denen Behinderte und nicht behinderte Menschen sich begegnen können. Dort will sie auch die Bildhauerei, schauspielerische und tänzerische Angebote hinzunehmen.

Das Malatelier am Nymphenweg ist als ein „arbeitsbegleitendes Angebot“ konzipiert, das Abwechslung und Ergänzung zur Werkstatttätigkeit bietet, nicht mit dem professionellen Anspruch der „Schlumper“, nicht mit dieser Öffentlichkeitswirksamkeit. Aber für alle, die in dieser Gruppe malen können, ist das Angebot wichtig. Saskia Marquart fasst dies so zusammen: „Malen tue ich sehr, sehr gerne. Malen macht Spaß.“

stützern, ähnlich den „Freunden der Schlumper“, ist in Vorbereitung. Für die vergangene Spielzeit 2004/2005 hat das „Theater!“ leider keine Produktionsförderung aus dem Budget für freie Theaterproduktionen von der Kulturbehörde Hamburg bekommen. Damit bleibt die finanzielle Absicherung des Projektes nach wie vor ein schwieriges Thema. Dennoch: Den Verantwortlichen ist es gelungen, etwas zu installieren, was es so in Deutschland nur selten gibt: Den Beruf des Schauspielers für Menschen mit geistiger Behinderung, sowie eine professionelle Ausbildung und entsprechende Spielmöglichkeiten.

Das „Theater!“ konnte man übrigens am Gerhard-Hauptmann-Platz an der Mönckebergstraße vom 21. bis 26. Juni 2004 erleben. Jeweils von 10.30 bis 19.30 Uhr fand dort eine Straßentheateraktion zugunsten der „Idyllen“ Theaterproduktion statt. Die „Grausamen Geschichten von Sabinchen und Herrn Messer“ waren eine Moritätenperformance unter der Regie von Martina Vermaaten. Im Herbst 2004 war das „Theater!“ mit einer „Suppenperformance“ im Rahmen der langen und gut besuchten Hamburger Theaternacht auf Kampnagel zu sehen. Das ausgehungerte Hamburger Theaterpublikum wurde dabei von den Schauspielern des „Theater!“ mit einer wärmenden Tomatensuppe eindrucksvoll bewirtet.



„Theater!“

Mein Resümee

Ich war in drei Projekten zu Gast, die Menschen mit Behinderungen ermöglichen, Künstler von Beruf zu sein. Alle drei sind hochprofessionell angelegt und leben von der künstlerischen Erfahrung der Anleiter, von den guten Rahmenbedingungen und der professionellen Vermarktung. Es drängt sich die Frage auf: Ist dieser Ansatz auch auf andere Werkstätten übertragbar? Die Antwort heißt: „Ja, aber nur unter der Bedingung, dass auch dort professionell künstlerische Arbeit geleistet wird.“

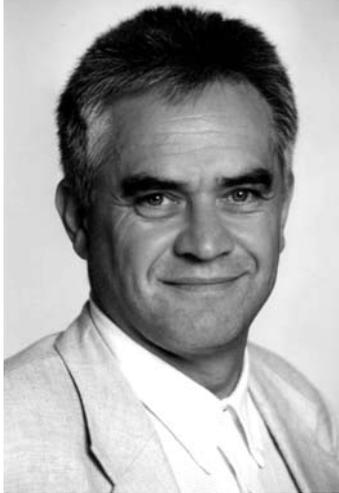
Der Erfolg der Kunst- und Kulturprojekte von „alsterarbeit“ liegt zum einen darin, dass alle Projekte in eigenen Räumen untergebracht sind und sich aus dem unmittelbaren Umfeld der Werkstatt gelöst haben. Werkstattalltag und Kunst, so zeigte sich in der Übergangsphase, passen nicht gut zusammen, auch wenn bei der Trennung die Möglichkeit der „Ko-Arbeitsplätze“, also die Möglichkeit des Wechsels zwischen Künstler- und angestammten Werkstattarbeitsplatz, aufgegeben werden musste, die vielen die Verbindung zu ihrem alten Arbeitsfeld ermöglicht hatte. Die neuen Bedingungen haben die konsequente Fortentwicklung der künstlerischen Arbeit eindeutig erleichtert. Unter finanziellen Aspekten lassen sich die Mittel des Kostensatzes für die Anleitung und Betreuung einer Künstlergruppe „kreativ“ einsetzen, etwa durch die Aufteilung von Gruppenleiterstellen in Halbtags- oder Teilzeitleisten. Auch Organisation und Sachausgaben sind finanzierbar.

Schwieriger ist schon die Refinanzierung der Arbeitsentgelte. Auch bei Ausschöpfung aller Mittel eines guten Marketings und der Akquisition von Spenden sowie Förder- und Stiftungstöpfen ist die „Produktionsgruppe Kunst“ zumindest in den ersten Jahren ein Zuschussge-

schäft. Sie darf es vielleicht auch sein, denn auf der Positivseite steht ein Gewinn an Image für die Werkstatt und die Möglichkeit einer exzellenten Öffentlichkeitsarbeit.

Für Werkstätten, die dieses Wagnis dennoch nicht eingehen wollen, ist der zweite Weg möglich: Kunst als „Begleitendes Angebot“, angesiedelt im Bereich der Persönlichkeitsentwicklung. Teilzeit- statt Vollzeitkünstler. Unser kleines Malatelier im Betrieb Elbe 1, aber noch mehr die erfolgreichen Ateliers von Werkstätten in Köln, Braunschweig oder Oberschleißheim zeigen, dass dieser Kompromiss auch sehr gute Ergebnisse zeitigen kann.

Das wichtigste Argument für „Kunst in der Werkstatt“ sollte aber nicht ein möglicher Nutzen für die Einrichtung sein, sondern die Eröffnung neuer Perspektiven für behinderte Menschen, die in der Kunst – sei es in der Malerei, in der Musik oder im Theater – für sich neue Ausdrucksmöglichkeiten finden und sich auf manchmal erstaunliche Weise entwickeln und entfalten können. Für diejenigen, die sich davon selbst überzeugen wollen, hier die Internetadressen von alsterarbeit und „Station 17“: www.alsterarbeit.de und www.station17.net.



„Wir haben die Werkstatt dem Bedarf der Künstler angepasst“

**Interview mit Reinhard Schulz,
Bereichsleiter „Rehamanagement“ bei alsterarbeit**

Schwindelfrei: Herr Schulz, was hat Sie von alsterarbeit bewogen, dem Bereich Kunst in Ihrem Unternehmen soviel Platz einzuräumen?

Reinhard Schulz: Im Jahr 1999 haben wir das Konzept von alsterarbeit entwickelt. alsterarbeit ist nicht einfach die Fortführung der Alsterdorfer Werkstätten, sondern ein neuer Geschäftsbereich, der im Kern den ehemaligen Werkstattbereich und einen Tagesförderstättenbereich umfasst. In Alsterdorf hatten wir eine Personengruppe, die zum Teil aus Werkstattbeschäftigten und zum Teil aus Bewohnern bestand, die schon im Kulturbereich tätig waren, aber nicht so recht in die klassischen Werkstattstrukturen hineinpassten. Diese künstlerisch tätigen Menschen standen sozusagen „zwischen Baum und Borke“. Es waren z.B. die Musiker von Station 17 oder auch Schlumper-Künstler. Unsere Aufgabe war es, die Struktur des Bereichs Arbeit und Beschäftigung so einzurichten, dass auch diese Menschen dort ihren Platz fanden.

Integrierte Betriebsstätten

Schwindelfrei: Wie haben Sie das geschafft?

Reinhard Schulz: Wir haben das Prinzip der integrierten Betriebsstätten geschaffen und es für diesen Bereich auch nutzbar gemacht. Damit haben wir unser Konzept von Werkstatt verändert,

es geöffnet und dem Bedarf der Künstler angepasst.

Schwindelfrei: Was heißt das konkret?

Reinhard Schulz: Integrierte Betriebsstätten stellen nicht mehr eine Maßnahmeform in den Mittelpunkt, sondern die Tätigkeit, d.h. im Kunstprojekt arbeiten Menschen mit Werkstattstatus und Menschen mit Tagesförderstättenstatus gemeinsam. Hinzu kommt, dass wir die Werkstattbedingungen virtualisiert haben, d.h. die Menschen sind nicht mehr in der Werkstatt tätig, sondern in ausgelagerten Arbeitsgruppen bzw. in Räumlichkeiten, wo sie ihre Arbeitsbedingungen, ihre Arbeitszeiten, den gesamten Rahmen an ihre Bedürfnisse anpassen können.

Ko-Arbeitsplätze

Schwindelfrei: Bevor sie mit dem Kunstbereich nach St. Pauli und Altona umgezogen sind, haben Sie doch das Prinzip der Co-Arbeitsplätze verfolgt.

Reinhard Schulz: Ja, für eine Übergangszeit haben wir auf dem Alsterdorfer Gelände den Künstlern die Möglichkeit gegeben, ihren Künstlerberuf auszuüben und gleichzeitig – sozusagen im Time-Sharing, in der Werkstatt auf ihren angestammten Arbeitsplätzen tätig zu sein. Mit dem Umzug in die neuen Räume ist dieses Prinzip in fast allen Fällen einer Vollzeitstruktur des Künstlerberufs gewichen.

Schwindelfrei: Ist das nicht schade? Gerade die Mischung könnte doch für manche interessant sein.

Reinhard Schulz: Wo jemand das möchte, kann das auch möglich bleiben. Es muss aber mit der neuen Struktur stimmig sein. Für uns ist das Entscheidende das Profil der professionellen künstlerischen Arbeit. Wir wollen im Bereich bildnerische Kunst, in der Musik und auch im Theater mit professionellen Assistenten und unter professionellen Bedingungen arbeiten.

Übertragbarkeit des Konzeptes

Schwindelfrei: Ist dieses Konzept auch auf andere Werkstätten übertragbar?

Reinhard Schulz: Meiner Meinung nach nur sehr begrenzt, und zwar deshalb, weil für diese Art professioneller Arbeit nur ein begrenzter Markt existiert.

Schwindelfrei: Hör ich da ein Abwehrargument heraus?

Reinhard Schulz: Nein, es ist real so. Der Markt für diese künstlerische Arbeit, etwa von Station 17, lässt sich nur bedingt ausweiten. Wenn sich viele versuchten, auf diesem Feld zu tummeln, würde für jeden die Wertschöpfung geringer werden. Es gibt noch einen weiteren Gesichtspunkt: Die Werkstatt selber kann die Professionalität, die hier gefragt ist, gar



nicht in allen Belangen bieten. Station 17 vermarktet sich z.B. über eine professionelle Agentur. Meiner Ansicht nach braucht es für solch eine Arbeit ein bestimmtes Umfeld, das man nur in Metropolen findet, also in Berlin, Hamburg, Köln, Frankfurt oder München. Über Land wäre dies so gar nicht möglich.

Refinanzierung der Werkstattlöhne

Schwindelfrei: Wir kommen da auf einen weiteren Aspekt, den jede Werkstatt für sich ja bedenken muss: Unsere Werkstattlöhne müssen sich refinanzieren, d.h. Sie als Werkstatt müssen genügend Erlöse erzielen, um ihre behinderten Künstler bezahlen zu können. Haben Sie die?

Reinhard Schulz: Das ist schwankend und nicht in allen Bereichen gleich. Beim Theater z.B. bereitet das Ensemble zur Zeit eine große Produktion für 2006 vor und erst, wenn diese Produktion umgesetzt wird, sind die Löhne der Beschäftigten refinanziert. Aber ich muss sagen, im Theaterbereich ist das sehr auf „Kante gebaut“, Ein positives Ergebnis ist da kaum zu erwarten. Deswegen kann der Kunst-Bereich nur ein flankierender Bereich der Werkstatt sein, einer, der möglicherweise auch Geld aus Quersubventionen benötigt, aber es ist ein wichtiger Bereich für unser Gesamtangebot. Ein Teil der Finanzierung lässt sich eventuell auch auf flankierende Vereine übertragen.

Schwindelfrei: Was ist damit gemeint?

Reinhard Schulz: Die „Schlumper“ haben z.B. den Verein „Die Freunde der Schlumper“ im Hintergrund, die Sponsoren und andere Einnahmequellen erschließen können und Unterstützung geben. Entsprechende Gründungen für den Bereich Theater und Musik haben wir in Vorbereitung. Diese Vereine können eine Ver-

netzung herstellen, die uns als Werkstatt nicht gelingen kann.

Imagegewinn

Schwindelfrei: Es gibt ja einen weiteren Gewinn, den die Werkstatt bzw. in Ihrem Fall die Evangelische Stiftung davon hat, nämlich den Gewinn an Renommee und Image. War das für Sie auch ein wichtiger Grund, die Kunstprojekte zu starten?

Reinhard Schulz: Das war sicher nicht der Ausgangspunkt, weil es die konkreten Bedarfe bei uns bereits gab. Bei uns stellte sich als erstes die Frage, für etwas schon Bestehendes eine geeignete Struktur aufzubauen. Aber natürlich sind diese Kunstprojekte auch der Ausweis von Innovationsfähigkeit, der Nachweis, etwas außerhalb gewachsener Strukturen initiieren zu können, was vorher so nicht möglich war. Heute können wir diese Projekte auf unsere Fahnen schreiben, und wir sind auch selbstbewusst genug, zu zeigen, was wir gut machen.

Kunstangebote für alle

Schwindelfrei: Ich muss noch mal auf das Thema hohe Professionalität zurückkommen. Sie machen im Theaterbereich ja so etwas wie Castings und filtern den Zugang zu diesem Bereich. Damit ermöglichen Sie aber nur sehr Wenigen die Teilnahme an Kunstprojekten. Braucht dieser „Spitzensport“ nicht auch einen Unterbau, einen „Breitensport“, also einen Bereich, wo jeder seine künstlerischen Talente erproben und entwickeln kann?

Reinhard Schulz: Dieser Meinung bin ich auch. Es gibt bei uns, bei alsterarbeit, auch Bereiche, die nicht so professionell angelegt sind und die künstlerische Betätigung ermöglichen. Im Musikbereich ist es die Band „Störfunk“, im bildnerischen Bereich haben wir die Kunstgruppe „Lichtzeichen“,

die allerdings noch unter einem anderen Aspekt zu betrachten ist. Hier erschließen wir das Thema Kunst für Menschen mit schwersten Behinderungen. Kunst wird zum Inhalt der Tagesförderung, ebenfalls unter guten inhaltlichen Rahmenbedingungen. Aber ich bin ganz mit Ihnen einer Meinung, dass es neben der professionellen und auf Vermarktung angelegten „Spitzenkunst“ auch Erprobungs- und Entwicklungsmöglichkeiten geben muss. Dies ist ein Bereich, den auch andere Werkstätten für sich aufbauen können und aufbauen sollten.

Schwindelfrei: Vielen Dank für das Gespräch.

EUCREA – der Verein zur Förderung behinderter Künstler

Der Verein EUCREA Deutschland e.V. mit Sitz in Hamburg, hat es sich zum Ziel gemacht, behinderte Künstler zu fördern und ihnen den Weg ins etablierte Kulturleben zu eröffnen. Er will den nationalen und internationalen Austausch von Künstlergruppen und Ateliers ermöglichen und Kooperationspartner für bestehende Projekte sowie Impulsgeber für neue sein. Die EUCREA-Agentur organisiert Theater- und Musikfestivals von Künstlern aus verschiedenen Ländern Europas, veranstaltet Tagungen und Seminare zum Thema „Kunst und Behinderung“ und bietet Aus- und Fortbildungen, u.a. den Fortbildungsgang zum „Kunstassistenten“ – für die bildende und für die darstellende Kunst. Für alle, die am Thema Kunst und Behinderung interessiert sind, versendet EUCREA vierteljährlich kostenlos einen Infobrief per E-Mail mit Informationen über Theater, Festivals und Ausstellungen sowie Tagungen, Seminare und Veröffentlichungen. Informationen zu EUCREA und das Abonnement der Newsletter findet sich unter www.eucrea.de. Eine weiterer Infobrief mit dem Titel EuCreArt bietet ab sofort Informationen zum Bereich „Bildende Kunst“, stellt die Arbeit erfolgreicher Ateliers vor und gibt Hilfestellungen zu den Alltagsproblemen der Atelierarbeit. Angesprochen sind insbesondere Ateliers, die in Werkstätten für behinderte Menschen angesiedelt sind. EuCreArt ist zu abonnieren unter der Internetadresse der Elbe-Werkstätten www.ew-gmbh.de.



Kostendämpfung in der beruflichen R

Schwindelfrei befragt Verantwortliche und Experten

Die Entwicklung der Sozialhilfeausgaben war in der Bundesrepublik im vergangenen Jahr nach Angaben des Statistischen Bundesamtes insgesamt leicht rückläufig, die Kosten für die Eingliederungshilfe stiegen jedoch um über 5 Prozent. Mittlerweile liegen die Gesamtausgaben für Eingliederungshilfe über denen der „klassischen“ Sozialhilfe – der Hilfe zum Lebensunterhalt. Darf diese Schere sich weiter öffnen oder tut sich hier eine Gefahr auf, der die Verantwortlichen in Politik, Verwaltung und in den Einrichtungen rechtzeitig entgegenwirken müssen? Schwindelfrei hat dieses Thema aufgegriffen und Verantwortliche und Experten um ihre Meinung gebeten. Es geht also um das Spannungsfeld zwischen einer – von vielen so gesehenen – Notwendigkeit zur Kostendämpfung einerseits und dem Rechtsanspruch behinderter Menschen auf Teilhabe und berufliche Rehabilitation andererseits.

Die Fragestellung lautete: „Welche Notwendigkeit bzw. welche Möglichkeiten sehen Sie, den Anstieg der Kosten für Eingliederungshilfe zu dämpfen und dabei auch in Zukunft den Rechtsanspruch behinderter Menschen auf berufliche Eingliederung sicherzustellen?“

Wir erwarteten uns von dieser Umfrage einen Übersicht über aktuelle Überlegungen bzw. Pläne zu Einsparmöglichkeiten, aber auch zur Weiterentwicklung unserer Angebote und zur intelligenten Nutzung und Optimierung der begrenzten Ressourcen – im Sinne von „Mangel als Chance“. Hier die Antworten:

Rainer Wilmerstadt, Ministerialdirektor, Leiter der Abteilung 5 „Belange behinderter Menschen, Sozialhilfe“ im Bundesministerium für Gesundheit und soziale Sicherung



Die Bundesregierung hat erst kürzlich in ihrer Antwort auf eine Kleine Anfrage der Fraktion der FDP im Deutschen Bundestag zur Entwicklung der Eingliederungshilfe für behinderte Menschen klargestellt, dass sie sich aus sozialpolitischen Erwägungen gegen Leistungseinschränkungen im Bereich der Eingliederungshilfe für behinderte Menschen ausspricht. Auch künftig wird jeder behinderte Mensch, der wegen der Art oder Schwere seiner Behinderung zu seiner beruflichen Eingliederung auf die besonderen Leistungen im Arbeitsbereich einer Werkstatt für behinderte Menschen angewiesen ist, diese von der Sozialhilfe erhalten.

Aus Sicht der Bundesregierung muss eine sinnvolle Strategie zur Begrenzung der Eingliederungshilfearbeit bei der Fortentwicklung der Leistungsstrukturen anzusetzen, z.B. durch eine konsequentere Umsetzung des Grundsatzes „ambulant vor stationär“. Die entsprechenden gesetzlichen Voraussetzungen hat der Bundesgesetzgeber mit dem am 1. Januar 2005 in Kraft tretenden SGB XII unter an-

derem durch Änderung der sachlichen Zuständigkeit für Leistungen der Eingliederungshilfe für behinderte Menschen geschaffen. Nun ist es an den Ländern und Kommunen, das ihnen an die Hand gegebene Instrumentarium auch zielorientiert zu nutzen. Ich würde mir wünschen, dass alle Bundesländer dem Beispiel von Nordrhein-Westfalen folgten und eine Eingliederungshilfe „aus einer Hand“ anbieten. Wenn ein einheitlicher Träger der Sozialhilfe sowohl für die ambulante als auch für die stationäre Eingliederungshilfe zuständig ist, dann schafft er auch die dringend erforderlichen ambulanten Wohn- und Betreuungsangebote für behinderte Menschen, weil diese Menschen dann nicht mehr zu seinen Lasten in teuren stationären Einrichtungen untergebracht werden müssen.“

„Eine sinnvolle Strategie zur Begrenzung der Eingliederungshilfe muss bei der Fortentwicklung der Leistungsstrukturen ansetzen, z.B. durch die konsequente Umsetzung des Grundsatzes ‘ambulant vor stationär’.“



Rehabilitation – wenn ja, wie?

„Das Angebot schafft auch Nachfrage. Diesen Kreislauf gilt es zu vermeiden oder zu unterbrechen, damit der echten Zielgruppe die Werkstatt für behinderte Menschen mit allen Chancen und Vorteilen weiterhin zur Verfügung steht. Die Werkstatt ist kein Auffangbecken für Arbeitslose oder sozial Schwache.“

Dr. Fritz Baur, Sozialdezernent beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Abteilung Soziales, Pflege und Rehabilitation; Vorsitzender der BAG der überörtlichen Sozialhilfeträger



Das Angebot an Arbeitsplätzen in Werkstätten für behinderte Menschen ist seit dem Inkrafttreten der Werkstättenverordnung im Jahr 1980 kontinuierlich gestiegen. Gerade das Land Nordrhein-Westfalen mit seiner herausragenden Versorgungsdichte steht hier im Fokus kritischer Betrachtungen.

Nach wie vor sind die nordrheinwestfälischen Werkstätten mit durchschnittlich 10% überbelegt und weitere Arbeitsplätze werden durch Bau und Anmietung geschaffen.

Nach demographischen Umfragen erreicht NRW als eines der ersten Bundesländer das sog. Fließgleichgewicht von Zu- und Abgängen und wird voraussichtlich um 2016 so viele Werkstattplätze benötigen, wie 2001 vorhanden waren. Diese Entwicklung macht flexible Lösungen bei der Raum- und später auch Personalbeschaffung notwendig. Hier gilt es vor allem, rechtzeitig unnötige Unterhaltungskosten zu vermeiden und z.B. Mietobjekte rechtzeitig wieder aufzugeben oder kreative Raumlösungen zu finden. Schließlich

sind auch die Beschäftigungsmöglichkeiten außerhalb der Werkstatt Räume zunehmend zu nutzen. Beispielhaft sei auf die Kooperation mit auftraggebenden Firmen hingewiesen, die zu vorübergehend ausgelagerten Arbeitsplätzen für einzelne Beschäftigte oder ganze Arbeitsgruppen führen kann.

Neben den logistischen Überlegungen muss aber auch dem Ansturm auf die Werkstätten durch den Personenkreis, der den Zugang zu anderen beschäftigungspolitischen und berufsfördernden Programmen nicht oder nicht mehr hat, begegnet werden.

Das Angebot schafft auch Nachfrage. Diesen Kreislauf gilt es zu vermeiden oder zu unterbrechen, damit der echten Zielgruppe die Werkstatt für behinderte Menschen mit allen Chancen und Vorteilen weiterhin zur Verfügung steht. Die Werkstatt ist kein Auffangbecken für Arbeitslose oder sozial Schwache, sondern bietet behinderten Menschen mit einem multiprofessionellen Team und einem vielfältigen Spektrum an Arbeitsplätzen eine echte Chance zur der Neigung und Eignung entsprechenden Beschäftigung mit dem Ziel des Übergangs auf den allgemeinen Arbeitsmarkt.

Die Förderung muss sich gezielt auf die einzelne Person richten können, damit der Rehabilitationserfolg eintritt. Hierfür sind personelle und konzeptionelle Standards sicherzustellen und einzuhalten. Die Personen, die nicht oder nicht mehr das gesamte Angebot der Werkstatt für behinderte Menschen in Anspruch nehmen müssen, sind hinsichtlich ihrer Rehabilitationsfähigkeit zu überprüfen. Dies gilt auch für ältere Beschäftigte, die langsam aus dem Arbeitsprozess ausscheiden. Denkbar sind für diese Klientel tagestrukturierende Angebote mit geringeren Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und geringerem Zeitumfang. Gleichzeitig mit der größeren Zufriedenheit bei den Betroffenen können Kosten gespart werden!

Denkbar sind in Hinblick auf eine Zugangs- und Abgangskontrolle in den Werkstätten viele Wege, die den konkreten Bedürfnissen der Personen gleichzeitig entgegen kommen. Nur da, wo wir die Werkstätten nicht als letzte Möglichkeit der Beschäftigung ansehen und uns nachdrücklich der unberechtigten Aufnahmeforderungen erwehren, kann das Werkstattssystem weiterhin erfolgreich sein und bezahlbar bleiben!“

Prof. Dr. rer. pol. Klaus J. Zink, TU Kaiserslautern, FB SoWi, Fach Industriebetriebslehre und Arbeitswissenschaft, Leiter des Instituts für Technologie und Arbeit



„Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland fordert eine kritische Stellungnahme heraus: Die soziale Marktwirtschaft muss offensichtlich mehr und mehr einem „Turbo-Kapitalismus“ weichen.

Unternehmen berichten zunehmend von erhöhten Gewinnmargen und gleichzeitig – oder als Voraussetzung dafür – werden Tausende von Mitarbeitern entlassen. Auf diese Art und Weise wird die sowieso schon hohe Arbeitslosigkeit, die sich aus dem Strukturwandel von der Industrie- zur Informationsgesellschaft ergibt, täglich weiter erhöht. Gleichzeitig führen politische, fachliche oder zumindest juristische Inkompetenz zu einem erheblichen Verlust an Steuergeldern durch ein Versagen bei der Einführung der LKW Maut, eines neuen DV-Systems in Bundesbehörden und, und, und ... Die verfügbaren Mittel der Sozialkassen des Bundes und der Länder schrumpfen permanent – auch wegen großer Entlastungen z.B. bei der Körperschaftsteuer, die – siehe oben – nicht zur Schaffung von Arbeitsplätzen führen.

Welche Perspektiven ergeben sich in einer so veränderten Umwelt noch für behinderte Menschen und deren Teilhabe am Arbeitsleben?

Eine grobe Analyse ergibt ein ggf. widersprüchliches Bild: Die Vermittlung auf den Ersten Arbeitsmarkt und in Integrationsunternehmen wird teilweise mit großer finanzieller Anstrengung forciert, obwohl die sehr geringen Erfolgsquoten für

die Vermittlung seit Jahren ebenso bekannt sind wie die begrenzten wirtschaftlichen Erfolge von Integrationsfirmen. Ohne Zweifel sind diese Anstrengungen wichtig – aber eben nur begrenzt erfolgreich. Die fallweise sehr hohen Aufwendungen bei bescheidenen Erfolgszahlen wurden inzwischen auch vom Bundesrechnungshof gerügt. Wenn dies die eine Seite der Entwicklung ist, zeigt sich auf der anderen Seite, dass die Mittel für die Werkstätten für behinderte Menschen und die Schaffung neuer Werkstattplätze immer kritischer hinterfragt werden.

Diese Entwicklungen machen es dringend erforderlich, auch über neue Wege der Teilhabe nachzudenken – oder schon bekannte Wege besser zu nutzen. Zu den bekannten Wegen gehören Außenarbeitsgruppen, deren Potenzial noch nicht ausgeschöpft scheint – insbesondere,

wenn in solchen Konzepten behinderte und nicht behinderte Menschen, deren Zugang zum ersten Arbeitsmarkt erschwert ist, zusammenarbeiten. Diese Idee der Integration könnte auch in verstärktem Maße auf die Werkstatt selbst übertragen werden – insbesondere in einer mittelfristigen Perspektive, wenn die Zahl der derart behinderten Beschäftigten auf Grund der allgemeinen demografischen Entwicklung abnehmen wird.

Zusammenfassend bedeutet dies, dass wir bei immer begrenzteren finanziellen Möglichkeiten einerseits von der Politik und der Gesellschaft fordern müssen, dass die Teilhabe behinderter Menschen am Arbeitsleben nicht in Frage gestellt wird, dass wir andererseits aber auch alle denkbaren Wege einer Integration ausschöpfen müssen – wozu auch die entsprechenden gesetzlichen Rahmenbedingungen zu schaffen sind.

„Die Idee der Integration könnte auch in verstärktem Maße auf die Werkstatt selbst übertragen werden – insbesondere in einer mittelfristigen Perspektive.“

Jürgen Lütjens, Geschäftsführer der Elbe-Werkstätten GmbH

und stellvertretender Vorsitzender der LAG der Werkstätten für behinderte Menschen Hamburg:



„Aufgrund der nach wie vor ungebrochenen Nachfrage nach Werkstattarbeitsplätzen, insbesondere von Menschen mit psychischer Behinderung, halte ich es zur Zeit nicht für realistisch, die Kosten insgesamt zu beschränken. Es wird aber möglich sein, die Kosten für die Leistungserbringung pro behinderten Mitarbeiter zu sen-

ken. In Hamburg bereiten wir zur Zeit einen Zusammenschluss der drei größten WfbM in einer Holdingstruktur vor, der es möglich macht, Synergieeffekte zu nutzen und Leistungsbereiche zusammenzulegen. Den Nutzen hat nicht nur der Kostenträger, sondern auch, wegen des verbesserten Angebotes, der Kundenkreis der behinderten Mitarbeiter und unsere Kunden in der Wirtschaft. Ein anderer Trend ist die Verlagerung von Qualifizierungs- und Arbeitsplätzen in Betriebe des 1. Arbeitsmarktes. Auch dies ist ein

Weg zur Kostendämpfung. Darüber hinaus bin ich der Überzeugung: Die Zukunft der Werkstätten liegt nicht ausschließlich in der Leistungserbringung für den Personenkreis Menschen mit Behinderungen, sondern wir müssen uns auch für andere Personengruppen öffnen, die der Arbeitsmarkt nicht mehr aufnehmen kann. Wir entwickeln uns zu nicht profitorientierten, vernetzten Betrieben für unterstütztes und geschütztes Arbeiten, in denen ein Teil des wirtschaftlichen Ertrages zur Finanzierung des Unternehmens aufgewendet wird und der fehlende Betrag als Festbudget vom Kostenträger kommt. Ein solches System vermeidet Sozialhilfe und Gesundheitskosten. Es ist für den Kostenträger kalkulierbar und unterm Strich günstiger, als Arbeitslosigkeit zu finanzieren.

„Ich halte es zur Zeit nicht für realistisch, die Kosten insgesamt zu beschränken.“

Ingrid Körner, stellvertretende Vorsitzende der Bundesvereinigung Lebenshilfe,
Vizepräsidentin von Inclusion Euope, Mitbegründerin der Hamburger Arbeitsassistenz



„Die Hauptursache für den Anstieg der Kosten der Eingliederungshilfe ist die steigende Zahl der Anspruchsberechtigten. Wir Eltern unserer anspruchsberechtigten Söhne und Töchter sind sehr glücklich darüber, dass Menschen

mit geistiger Behinderung nun auch in Würde alt werden dürfen. Die Erinnerung an die Schrecken der NS-Vergangenheit wird uns und sollte der gesamten Gesellschaft immer Mahnung und Aufgabe zugleich sein, diese Würde den behinderten Menschen nie wieder vorzuenthalten.

Jedoch werden wir in heutiger Zeit nicht darum herumkommen, neu nachzudenken. Wir haben in unserem Haushalt weniger Geld für eine größere Zahl von Menschen, die wir versorgen müssen und wir haben dieselben vielen Aufgaben zu erfüllen wie in den besseren Jahren zuvor. Wir müssen also überlegen: Was ist effektiv, was kann ich noch wie finanzieren? Aber wir müssen auch überlegen: Löse ich die vielen Aufgaben wirklich in effektiver Art und Weise? Was kann ich besser und trotzdem billiger machen?

In Bezug auf die WfbM hieße dies zum Beispiel nur auf den Bereich der sehr sinnvollen Außenarbeitsplätze übertragen: Wie könnten wir diese Außenarbeitsplätze mehr als bisher als wirklichen Übergang in den Ersten Arbeitsmarkt nutzen und damit unserem Auftrag noch besser gerecht werden?

Ich meine, auf einem Außenarbeitsplatz muss regelhaft eine Befristung eingebaut und regelmäßig eine Überprüfung

stattfinden, ob nicht ein Wechsel in ein ambulant unterstütztes Beschäftigungsverhältnis vorgenommen werden kann. Dies würde den Anreiz erhöhen, ein reguläres, sozialversichertes Arbeitsverhältnis einzugehen. Gleichzeitig könnte dies dazu beitragen, bei anschließender Gewährung von Lohnkostenzuschüssen an den Arbeitgeber nach Übernahme in ein unbefristetes Arbeitsverhältnis die Kosten der Eingliederungshilfe zu senken und die Eingliederungsbemühungen der Arbeitgeber zu steigern. Die Unterstützung des behinderten Arbeitnehmers und des aufnehmenden Betriebes sollte dann durch einen Eingliederungsfachdienst nur noch stundenweise in der Woche nötig sein.

Sicher gibt es noch andere Bereiche, über die ja übrigens von den Hamburger WfbM bereits teilweise schon begonnen wurde, neu nachzudenken und in denen die Arbeit effektiver gestaltet werden kann. Allerdings muss ich als Vertreterin der Eltern eine klare Forderung damit verbinden: Die Bedürfnisse der schwer und mehrfach behinderten Menschen im Berufsbildungs- und Arbeitsbereich dürfen dabei nicht aus den Augen verloren werden!“

„Es muss eine regelmäßige Überprüfung stattfinden, ob ein Wechsel in ein unterstütztes Beschäftigungsverhältnis vorgenommen werden kann.“

Günter Mosen, Vorsitzender der BAG der Werkstätten für behinderte Menschen



„Es geht mehr denn je nicht um Kostendämpfung, sondern um das sozialstaatliche A-B-C: die angemessene, bedarfsgerechte und christlich motivierte Hilfe in besonderen Lebenslagen. Wenn mehr Menschen als jemals bisher in der deutschen Geschichte aufgrund ihrer speziellen körperlichen, psychischen, mentalen oder

kognitiven Bedürfnisse auf Hilfe angewiesen sind, weil sie länger leben als je zuvor, muss ihnen diese Hilfe gewährt werden. Ohne Wenn und Aber.

Die Bundesregierung kann nicht so weitermachen wie bisher. Die Kommerzialisierung aller gesellschaftlichen Bereiche und die Durchsetzung des privatwirtschaftlichen Wettbewerbs für soziale Leistungen ist keine Lösung.

Erwerbsbetriebe können schließen, wenn sie sich für die Eigentümer nicht mehr rentieren. Oder sie wandern ins billige Ausland ab. Aber die hilfebedürftigen Menschen können nicht einfach nach China, Litauen oder Ungarn abwandern.

Deshalb ist es Zeit, endlich auf die Experten zu hören, die andere Konzepte vorschlagen als Lohndumping und Arbeitspflicht. Im Inland, also in der Bundesrepublik selbst, wird zu wenig Geld verdient und ausgegeben. Der deutsche Binnenmarkt ist für die großen Unternehmen nicht attraktiv. Deshalb sind sie Exportweltmeister ihrer Produkte und ihrer Arbeitsplätze.

Die drei wesentlichen Gründe müssen beseitigt werden: die verantwortungslose Arbeitsplatzvernichtung, der gewinnorientierte Arbeitsplatzexport, die Massenarbeitslosigkeit. Unsere europäischen Nachbarn machen uns vor, dass es andere Konzepte gibt, die wirken: Frankreich zum Beispiel.

Schließlich: Die Eingliederungshilfe ist Teil des sozialwirtschaftlichen Sektors. Der hat angesichts der weltweiten Entwicklung eine große Chance. Er schafft Arbeitsplätze. Er bringt volkswirtschaftlichen Nutzen. Und er ist gemeinnützig. Das hilft allen.

Der Sozialstaat braucht mehr soziale Verantwortung, Gemeinnützigkeit und Sozialwirtschaft.“

„Die Eingliederungshilfe als Teil des sozialwirtschaftlichen Sektors schafft Arbeitsplätze, bringt volkswirtschaftlichen Nutzen und ist gemeinnützig.“



Sylvia Hennig, 40

Mitarbeiterin der Töpferei im Betrieb Elbe 1

Sylvia Hennig gehört zu den Menschen, deren Leben sich auf einen Schlag durch einen schweren Verkehrsunfall völlig verändert hat. Es war der 9. August 1986, sie hatte gerade ihr Fachabitur abgelegt, einen Studienplatz für Grafik und Design an der FH Armgardstraße erhalten und war mit dem Auto unterwegs zu einem kleinen Urlaub an der Ostsee, als es geschah: Sie kollidierte mit einem LKW und trug eine schwere Schädelhirnverletzung davon, in deren Folge ein Schlaganfall zusätzlich eine Halbseitenlähmung auslöste. Drei Monate lag sie im Koma, ein weiteres Dreivierteljahr verbrachte sie in der Reha-Klinik Soltau mit Krankengymnastik und Therapien. Aber, so sagt sie heute, die unendliche Mühe und Quälerei des schrittweisen Wiederaufbaus von Sprache und Motorik hat sich gelohnt. Ihre Sprachfähigkeit und einen Teil ihrer Bewegungsfähigkeit hat sie wieder gewonnen und auch heute gibt es immer noch kleine Fortschritte.



Sylvia Hennig ist eine Kämpferin geblieben, allerdings eine sehr sensible.

Schlimmer noch als die körperliche Einschränkung war ihre Niedergeschlagenheit. „Es hat mindestens zwei Jahre gedauert, bis ich akzeptiert habe, dass ich behindert bleiben werde. Ich wollte den Kontakt zu Nichtbehinderten vermeiden, wollte mich verstecken. Ich kam mir vor, wie ein Haufen Müll.“ Ihre wichtigste Stütze in dieser Zeit war ihr Vater. „Er war gleichzeitig mein bester Kumpel“, sagt sie, „mit ihm habe ich viel geredet und er hat mich immer wieder ermuntert. Kämpfe Sylvia, hat er gesagt, kämpfe, was das Zeug hält.“ Heute ist ihr Verhältnis zu nicht behinderten Menschen normal und unverkrampft, aber ihre Antennen sind hochempfindlich geblieben. „Ich sehe mir die Leute an und bin skeptisch. Ich achte auf ihr Verhalten und wenn ich eine Spur von Diskriminierung entdecke, ziehe ich mich zurück.“

Vor zehn Jahren hat Sylvia Hennig bei den Elbe-Werkstätten angefangen. Zunächst lebte sie im Senator-Neumann-Haus, dann zog sie um in die Wohngruppe Frankenberg in Harburg. Weil Mitbewohner sich offensichtlich in den Werkstätten wohl fühlten, wollte sie es auch einmal ausprobieren und es hat ihr gefallen. Auch wenn ihr Lob spärlich ausfällt: „Eigentlich ist es hier nicht schlecht“, so sagt sie. Nach dem Arbeitstraining begann sie in der Töpferei,

der einzige Arbeitsplatz, den sie sich in der Werkstatt vorstellen kann. Vor sechs Jahren ist sie im Haus der Wohngruppe Frankenberg umgezogen in eine eigene Wohnung. Zweimal in der Woche kommt eine Haushaltshilfe, sechs Stunden bekommt sie eine sogenannte „Pädagogische Betreuung im eigenen Wohnheim“ finanziert. Mit dieser Unterstützung kommt sie gut zurecht. Nur der Übergang, so sagt sie, sei ihr schwer gefallen. „Nachdem ich so lange in Einrichtungen gelebt hatte, kam ich mir erst etwas verloren vor. Heute kann ich mir aber gar nichts anderes mehr vorstellen, ein Zurück gibt es nicht mehr. Es sei denn“, und ein kleiner Schatten huscht über das Gesicht der fröhlichen Frau, „dass es mir einmal wieder sehr viel schlechter geht. Das ist aber im Moment nicht zu erwarten.“

Sylvia Hennig hat viele Bekannte. Mit dem Begriff „Freunde“ geht sie vorsichtig um. Sie führt ein ausgefülltes Leben und hat sich mit ihrer Behinderung sehr gut arrangiert. Ihr Vater ist vor drei Jahren gestorben, aber seinen Rat hat sie nicht vergessen und so verzichtet sie in ihren eigenen vier Wänden konsequent auf den Rollstuhl, „auch wenn ich gelegentlich einmal umfalle“. Sylvia Hennig ist eine Kämpferin geblieben, allerdings eine sehr sensible.

Sven Wojciechowski, 28

Mitarbeiter der Montagegruppe Enrico Rossi,
Betrieb Elbe 5, Altona



Sven Wojciechowski ist ein geselliger Mensch mit vielen Kontakten in seiner Werkstatt. Seine wichtigste Arbeit in seiner Gruppe ist die Montage von Auslösern für Rettungswesten, wie sie jeder aus Flugzeugen kennt.



Eine verantwortungsvolle Tätigkeit, die er sehr gerne macht. Arbeit ist aber nur das halbe Leben. Sven ist auch begeisterter Fußballfan. Sein Lieblingsverein: Natürlich der HSV. Er hat eine Dauerkarte und sieht sich gemeinsam mit seiner Mutter jedes Heimspiel an. Sven Wojciechowski wohnt bei seinen Eltern in Lurup. „Woanders“, sagt er, „möchte ich auch gar nicht wohnen. Allein geht es nicht, denn ich brauch' Unterstützung.“ Wenn er größere Strecken zurücklegt, ist er auf einen Rollstuhl angewiesen und deswegen trifft man ihn in der Regel gemeinsam mit Mutter, Vater oder Bruder an. Neben dem Fußball interessiert er sich für Musik, und natürlich steht in seinem Zimmer auch eine gute Anlage. Sven Wojciechowski hat die Schule für Menschen mit Körperbehinderungen am Hirtenweg besucht und den Berufsbildungsbereich durchlaufen, bevor er seinen jetzigen Arbeitsplatz bekam. In der Werkstatt ist er, wie er sagt, sehr gerne. „Hier habe ich auch meine Freundin gefunden, Karin, die mich gern auch einmal zuhause besucht.“

Sven ist auch begeisterter Fußballfan. Sein Lieblingsverein: Natürlich der HSV. Er hat eine Dauerkarte und sieht sich gemeinsam mit seiner Mutter jedes Heimspiel an.



Klaus Quast, 51

Controller bei den Elbe-Werkstätten

Gefragt, was ein Controller zu tun hat, antwortet Klaus Quast: „Ein Controller erstellt Unterlagen, die es den Verantwortlichen eines Unternehmens ermöglichen, das Unternehmen zu steuern und Entscheidungen zu treffen.“ Mit Kontrolle hat dies wenig zu tun. Allenfalls muss er, wie er sagt, gelegentlich Plausibilitätskontrollen der Zahlen anstellen, wenn sich Widersprüche ergeben.



In den Elbe-Werkstätten hat sich der neue Kollege in kurzer Zeit ein gutes Renommee aufgebaut. Seine fachliche Qualität steht außer Frage und auch seine ruhige und humorvolle Art wird sehr geschätzt.

Klaus Quast ist seit August 2004 Controller bei den Elbe-Werkstätten. Zuvor hat er – ebenfalls in der Funktion eines Controllers – 25 Jahre bei einer großen deutschen Bank gearbeitet. Er ist gelernter Bankkaufmann und hat zusätzlich Betriebswirtschaft studiert. Während seines Studiums, so sagt er, hat er gejobbt, u.a. ist er LKW gefahren und hat auf einer Großbaustelle gearbeitet. Wieder zurück in der Bank hat er im Vertrieb mit der Kundenbetreuung begonnen. Aufgrund seiner „Affinität zu Zahlen“ wechselte er jedoch schnell ins Controlling. Für einige Zeit ging er nach der Wende nach Berlin, gelegentlich arbeitete er auch in der Zentrale in Frankfurt am Main.

Als die Hamburger Abteilung seines Betriebes geschlossen wurde, stand er vor der Frage:

nach einer Stellensuche, die sich schwieriger gestaltete als gedacht, seinen neuen Arbeitsplatz. Er musste Abstriche beim Gehalt hinnehmen, tauschte dafür aber, wie er sagt, ein angenehmeres Arbeitsklima und mehr Lebensqualität ein.

Bis zu seinem Eintritt bei den Elbe-Werkstätten hatte er noch keinerlei Erfahrungen mit Werkstätten oder behinderten Menschen gesammelt. Sein neues Umfeld ist, und man hört dabei immer noch das Erstaunen in seiner Stimme, von einer verblüffenden Vielfalt, jedenfalls was die Anzahl der Gewerke angeht. Der Rahmen ist natürlich überschaubarer und die Gestaltungsmöglichkeiten größer als in seiner früheren Tätigkeit. Sein erster Eindruck: In diesem Betrieb geht es persönlicher zu als bei einem

großen Bankunternehmen. Ein nettes Team hat ihn gut aufgenommen. Obwohl auf einer Stabstelle angesiedelt, ist er im Wesentlichen assoziiert mit der Finanzbuchhaltung, reist aber auch durch die fünf Werkstattbetriebe und pflegt vielfältige Kontakte.

Privat führt Klaus Quast ein eher beschauliches Leben. Er beschreibt sich als Familienmensch, ist verheiratet, hat einen Sohn und wohnt in einem Haus mit Garten in Reinbek. Die ganze Familie zieht es häufig zur Küste. Familie Quast verbringt ihren Urlaub gerne an Nord- und Ostsee, allerdings eher am Strand und in den Dünen als auf dem Wasser. Auch die anderen Hobbys des neuen Controllers passen in dieses ruhige und ausgewogene Bild. „Ich lese gern“, so sagt er, „ich mag Theater oder gelegentlich auch mal ein Konzert.“ In den Elbe-Werkstätten hat sich der neue Kollege in kurzer Zeit ein gutes Renommee aufgebaut. Seine fachliche Qualität steht außer Frage und auch seine ruhige und humorvolle Art wird sehr geschätzt.



Gundula Hildebrandt, 37

Projektleiterin des EU-Projektes „Chance 24“

Seit September 2004 koordiniert Gundula Hildebrandt bei den Elbe-Werkstätten das neue Qualifizierungsprojekt der vier Hamburger Werkstattbetriebe mit Namen „Chance 24,“ das mit Mitteln der Europäischen Union gefördert wird. Als ausgebildete Erzieherin hat Gundula Hildebrandt jahrelang als Wohngruppenbetreuerin gearbeitet und nebenberuflich Betriebswirtschaftslehre studiert.



„Ich bin in ein nettes, innovatives Team eingebunden, das entgegen dem verschlafenen Image, das Werkstätten üblicherweise mit sich herumschleppen, Aufbruchstimmung und Elan verbreitet.“

Nach dem Diplom stieg sie in eine Unternehmensberatung ein, die auf soziale Betriebe spezialisiert war. In den letzten drei Jahren war sie im ENIGMA-Gründungszentrum tätig, ebenfalls ein EU-gefördertes Projekt, das sich auf Projektentwicklung und die Beratung von Existenzgründern spezialisiert hatte.

Mit diesem bunten Erfahrungsschatz bringt sie die besten Voraussetzungen für die Aufgabe der Projektleitung von Chance 24 mit.

Noch ein weiteres Argument muss die Verantwortlichen des Bewerbungsverfahrens überzeugen haben: Gundula Hildebrandt verfügt über Erfahrungen in der Gastronomie, und zwei der vier Qualifizierungsfelder sind im Gastronomiebereich angesiedelt. Drei Jahre lang hat sie – ebenfalls nebenberuflich – auf St. Pauli ein Café betrieben. Einrichtung, Einkauf, Service, Finanzen, sogar Öffentlichkeitsarbeit – alles in einer Hand. Seit eineinhalb Jahren ist sie verheiratet, hat keine Kinder, aber, wie sie sagt, dem-

nächst Haustiere. Mit ihrem Mann zieht sie gerade von St. Pauli nach Moorwerder um, in ein Haus, wo Tierhaltung möglich sein wird. Im Süderelbe-Bereich ist sie jetzt schon aktiv, sie engagiert sich im Stadtteil Wilhelmsburg in der Redaktion des Wilhelmsburger Inselrundblicks. Für das jährliche Spreehafenfest geht sie auf Sponsorensuche. Ein weiteres Hobby: Sie bemüht sich um den Erhalt von Gemüsesorten, die vom Aussterben bedroht sind und baut im Garten unter anderem die Stangenbohne „Hohe aus Neugraben“ an.

Wie hat die Powerfrau mit dem „Hang zum Workaholic“, wie sie selber sagt, ihre ersten drei Monate bei den Elbe-Werkstätten erlebt? „Ich war sehr angenehm überrascht“, sagt sie. „So ein gut strukturiertes und organisiertes Unternehmen hatte ich nicht erwartet. Die Atmosphäre ist angenehm und, was ich besonders

wichtig finde, auch der Umgang mit den Mitarbeitern. Ich bin in ein nettes, innovatives Team eingebunden, das entgegen dem verschlafenen Image, das Werkstätten üblicherweise mit sich herumschleppen, Aufbruchstimmung und Elan verbreitet. Und ich finde, dass Chance 24 auch ein sehr innovatives Projekt ist.“

Dieses Projekt scheint mit Gundula Hildebrandt eine geeignete Leiterin gefunden zu haben. Bereits in den ersten drei Monaten hatte sie gemeinsam mit ihrem Team die Anerkennung des neuen Qualifizierungsganges durch die Industrie- und Handelskammer unter Dach und Fach.



Holz-kutter made by WfbM

Messehallen Hamburg, 23. Oktober 2004, Eröffnung der 45. Hanseboot. Die Hallen sind vollgestellt mit Yachten und Booten jeder Größe und Preisklasse. Fast alle sind aus Kunststoff. Aber da, in Halle 4: Ein Holzkutter vom Typ ZK 10, ein Nachkriegsmodell, der in der BRD und in der DDR im Einsatz war! Kutter dieser Art wurden von der Marine seit Kaisers Zeiten zur Ausbildung junger Matrosen genutzt. Die Fertigung wurde schon vor Jahren eingestellt. Aber dieser Kutter ist neu. Und tatsächlich: Der ZK 10 ist wieder da, hergestellt von einer Werkstatt für behinderte Menschen, der Union Sozialer Einrichtungen in Berlin.

Die Geschäftsführer der USE, Wolfgang Grasnack und Gerd Liskow, sind stolz auf dieses Schiff. Es ist auf der werkstatteigenen Bootswerft in Berlin-Grünau auf Kiel gelegt worden. Die USE betreibt im Süden Berlins, in Grünau und in Köpenick, gleich zwei Marinas, also Liegeplätze für Segelschiffe und Yachten. Zum Standort Grünau gehört auch eine alte Bootswerft. Was lag also näher, als den in früheren Zeiten dort gebauten ZK 10 wieder zum Leben zu erwecken. Leicht war dies jedoch nicht. Pläne waren nicht

mehr vorhanden und so konstruierte der ehemalige „Architekt“ des Schiffes, Ulrich Czerwonka, den Kutter neu, natürlich zeitgemäß und mit moderner Technik ausgestattet.

Acht Menschen waren am Bau des Bootes beteiligt, darunter vier USE-Mitarbeiter mit psychischer Behinderung. Um auch ungelernete Mitarbeiter beteiligen zu können, verwendete das Team ein Bootsbau-Verfahren, bei dem Sperrholzleisten getackert und verschraubt, verklebt und im Schichtsystem mit Glasseidengeverbe verstärkt werden. Der Vorteil: Bei diesem Verfahren entsteht nicht die sonst übliche und nicht ungefährliche Spannung in der Holzkonstruktion. Das stolze Holzboot ist Handarbeit pur, auf Sicherheit getestet und mit einer CE-Prüfnummer versehen. Seinen Segeltest hat es vor der Messe auf der Dahme bestanden. Drei erfahrene Segler und fünf Menschen mit Behinderungen absolvierten hier einen ausgiebigen Praxistest. Motorkraft ist bei den Ausbildungskuttern übrigens verpönt. Neben der Segelausrüstung gehören zur Ausstattung des Bootes 10 Ruderpinnen. Ein echtes Sportboot also, für Wassersportbegeisterte, die sich noch in die Riemen legen können.

Gerd Liskow erntete mit dem ungewöhnlichen Boot in Hamburg

sehr viel Interesse. „Einen Neubau pro Jahr“, sagt er, „wollen wir in Grünau auf Kiel legen. Aber auch Reparaturen und Bootsrenovierungen können wir leisten. Allmählich soll die Bootsbaugruppe auf 12 bis 15 Personen ausgebaut werden.“ Damit sind die Pläne der rührigen USE-Verantwortlichen aber noch nicht am Ende. Ab 2005 entsteht hier ein völlig neuer Werkstattstandort mit 150 Plätzen, darin enthalten eine Gaststätte, eine Cateringküche, eine Wäscherei, ein kleines Hotel, ein Garten- und Landschaftsgärtnereibereich, die Tischlerei, die Werft und eine neue Marina mit Verleih und allem Service. Bis 2007 soll alles fertig sein. Ein ehrgeiziges Ziel, aber wer die Union Soziale Einrichtungen kennt, der weiß, dass es möglich ist. Schließlich hat sie auch schon andere ehrgeizige Pläne verwirklicht: Etwa das Betreiben des Schiffsrestaurants Viven-di, des Salonschiffs Metamera und den Aufbau eines exklusiven Küchen- und Kantinenbereichs, u.a. im Roten Rathaus in Berlin-Mitte.

Für alle, die mehr über das Bootsprojekt wissen wollen, hier die Kontaktadresse:

Gerd Liskow, Geschäftsführer USE, Koloniestraße 133/136, 13359 Berlin, Tel. 030/497 784-11, Mobil 0172/381 97 58, E-Mail: Gerd.Liskow@u-s-e.org



Geschäftsführer Jürgen Lütjens probiert auf der Weihnachtsfeier der Verwaltung ein Geschenk aus

Lampenmontage am Försterkamp



Harry und Andrea Jürgens sind eines der wenigen verheirateten Paare in den Elbe-Werkstätten



Der Metallbearbeitungsbereich im Betrieb Elbe 2





Das Persönliche Budget

und seine Auswirkungen auf die berufliche Rehabilitation

Seit dem 1. Juli 2004 ist es endgültig Gesetz: Das Persönliche Budget ist im SGB IX, § 17 als eine Leistung zur Teilhabe verankert und die Rehabilitationsträger, Pflegekassen und Integrationsämter sind verpflichtet, Leistungen in dieser Form zu erbringen. Zunächst hat der Gesetzgeber jedoch noch einmal eine Zeit der Erprobung vorgesehen. Bis zum 31.12.2007 ist diese gesetzliche Vorschrift noch eine Kann-Bestimmung, danach müssen die Leistungsträger dem Wunsch des Leistungsnehmers nachkommen und ihm Leistungen in Form des persönlichen Budgets aushändigen. Die Probezeit wird mit Modellvorhaben genutzt, in der Verfahren zur Bemessung von Leistungen in Geldbeträgen erprobt und die Weiterentwicklung der Versorgungsstrukturen vorangetrieben werden sollen.

Welche Leistungen sind es nun, für die künftig ein behinderter Mensch sich das Geld direkt auszahlen lassen kann, um den Leistungserbringer davon zu bezahlen? Das Gesetz regelt, dass es sich um Leistungen handeln muss, die sich auf „alltägliche, regelmäßig wiederkehrende und regiefähige Bedarfe“ beziehen. Die Leistungen sollen auch den erforderlichen Beratungs- und Unterstützungsbedarf abdecken, dürfen dabei aber die Kosten der bisher individuell festgestellten, ohne das persönliche Budget zu erbringende Leistungen nicht übersteigen.

Das Verfahren im persönlichen Budget ist relativ einfach: Ein Leistungsnehmer stellt einen Antrag bei einem der beteiligten Leistungsträger. Dieser muss feststellen, ob der Antrag den gesetzlichen Vorschriften entspricht und – gegebenenfalls gemeinsam mit anderen beteiligten Leistungsträgern – den individuellen Bedarf feststellen, und zwar auf der Grundlage der geltenden Leistungsgesetze. In einem Einschätzungsverfahren beraten die Leistungsträger die Ergebnisse dann mit dem Antragsteller, ggfs. dem gesetzlichen Betreuer und auf Wunsch auch einer Vertrauensperson. Das Ergebnis dieser Beratung ist eine Zielvereinbarung, die die Leistungsart und die Höhe der Leistung beinhaltet und sich auf den individuellen Förder- und Hilfeplan bezieht. Außerdem legt sie einen Nachweis für eine zweckentsprechende Verwendung der Leistung fest sowie Maßstäbe für die Qualitätssicherung der Leistung. Leistungen können zunächst für ein halbes

Jahr erbracht und dann verlängert oder verändert werden.

In der bisherigen Diskussion ist das Persönliche Budget ein Verfahren, das vor allem für die individuelle Assistenz genutzt werden kann, also etwa für Pflegeleistungen für Menschen mit Körperbehinderungen. Das Gesetz umfasst aber prinzipiell alle Leistungsarten der Eingliederungshilfe und schließt keine Personengruppe aus. Sie kann also auch für den Bereich der beruflichen Rehabilitation genutzt werden, wenn diese Leistungsart auch bisher nicht erprobt und in den geplanten Modellversuchen nicht einbezogen ist.

Nicht geklärt ist bisher, ob die Mittel für die Eingliederungsleistungen einer Werkstatt als Ganzes in ein persönliches Budget umgewandelt werden können, ob also zum Beispiel ein Budgetnehmer einen Anbieter der beruflichen Rehabilitation beauftragen kann, alternativ zum Berufsbildungsberich der Werkstatt eine andere Berufsbildungsmaßnahme durchzuführen. Schließlich hat der Gesetzgeber die WfbM-Maßnahmen an sehr klare Bedingungen geknüpft, die anerkannte Werkstätten erbringen müssen. Dies ist – jedenfalls nach Auffassung der BAG:WfbM – ein gesetzlich verankerter Schutz, der die Monopolstellung der Werkstätten für die berufliche Rehabilitation ihres Klientels garantiert. Ob sich allerdings auf Dauer eine so wichtige Leistungsart aus dem Persönlichen Budget ausklammern lässt, scheint fraglich.

Prinzipiell sind also bei der Umsetzung des Persönlichen Budgets

auf Leistungen zur beruflichen Rehabilitation zwei Varianten denkbar:

- **Variante 1:** Die Leistungserbringung als Komplettleistung, d.h. die Eingliederungsleistung wird nicht von einer WfbM, sondern von einem anderen Anbieter oder – als berufliche Eingliederung in einem Betrieb des allgemeinen Arbeitsmarktes – von einem Fachdienst erbracht.
- **Variante 2:** Die Leistungserbringung als Teilleistung: Das zur Zeit von der Werkstatt erbrachte Leistungspaket wird in unterschiedliche Teilleistungen aufgegliedert und ein anderer Anbieter erbringt eine oder mehrere dieser Teilleistungen, etwa Leistungen in der Pflege, Fahrdienstleistungen, Leistungen der Fort- und Weiterbildung

oder Leistungen der Persönlichkeitsförderung.

Die Gesetzeslage ermöglicht seit dem 1.7. – auch außerhalb der Modellregionen – einen Antrag auf ein Persönliches Budget zu stellen, dem allerdings nicht stattgegeben werden muss. Dennoch werden die Leistungserbringer solche Anträge eher wohlwollend prüfen, weil sie schon vor dem 1.1.2008 Erfahrungen mit einem solchen Vorgehen sammeln müssen. Spätestens von diesem Zeitpunkt an wird das Persönliche Budget auch in der beruflichen Rehabilitation voraussichtlich zu einer Systemveränderung führen. Die Werkstätten müssen sich in ihrem primären Tätigkeitsfeld auf Wettbewerb einstellen. In diesem Wettbewerb werden sie ihre Teilleistungen in Preise fassen und sich in ihren unternehmerischen

Strategien am Markt ausrichten müssen. Hierdurch entstehen wahrscheinlich Umsatzeinbußen, etwa im Bereich der Berufsbildung oder durch konkurrierende integrative Formen von Beschäftigung.

Der Markt eröffnet den Werkstätten aber auch die Möglichkeit, Leistungen für neue Zielgruppen anzubieten, etwa im Bereich der Pflege, der Beratung, der individuellen Hilfe am Arbeitsplatz, in der beruflichen Bildung, der Fort- und Weiterbildung oder im Kunst- und Kreativbereich. Unter dem Dach der Werkstätten können neue Angebote und neue Dienste entstehen, in denen diese ihre über Jahrzehnte gesammelten Erfahrungen nutzen. In dem sich entwickelnden Markt wird, wie in jedem Markt, derjenige überleben, der ein überzeugendes Angebot und eine dauerhafte Qualität bietet. Werkstätten sind dafür nicht schlecht gerüstet.



Die Gesetzeslage ermöglicht seit dem 1.7. auch außerhalb der Modellregionen einen Antrag auf ein Persönliches Budget zu stellen, dem allerdings nicht stattgegeben werden muss.





Brauchen wir Qualitätskriterien für Leistungsanbieter im

Mit der flächendeckenden Einführung des Persönlichen Budgets wird sich in der Eingliederungshilfe für behinderte Menschen vieles verändern. Die Leistungsempfänger können sich den ihnen zustehenden Geldbetrag auszahlen lassen und einen Leistungserbringer ihrer Wahl damit beauftragen, für sie tätig zu sein: Als Pflegedienst, in der Wohnbetreuung, in der Freizeitgestaltung oder in der beruflichen Qualifizierung. Können sie wirklich jeden beauftragen? Auch die Nachbarin von nebenan, die zwar nett ist, aber keine Erfahrung im Umgang mit behinderten Menschen hat? Oder kommen nur Fachkräfte für diese Leistungen in Frage, die bestimmten Qualitätsanforderungen genügen? Und soll die Behörde diese Qualität mit einer Überprüfung und staatlichen Zulassung sicherstellen? Dies könnte, wie man sich leicht ausmalen kann, eine entscheidende Weichenstellung für die Zukunft sein. Schwindelfrei hat in einem „Pro und Contra“ zwei Experten um ihre Meinung gebeten. Hier ihre Stellungnahmen:

Pro:

Dr. Michael Wunder, Leiter des Beratungszentrums der Evangelischen Stiftung Alstedorf, Mitglied der Enquete-Kommission „Ethik und Recht in der modernen Medizin“

Das Persönliche Budget ist eine ganz große Chance für viele Menschen mit Behinderung, ihr Leben selbstbestimmter zu führen. Das Persönliche Budget muss deshalb für alle offen sein, auch für Menschen, die stationär leben und für Menschen mit stärkeren Beeinträchtigungen. Das Persönliche Budget muss barrierefrei sein.

Dazu brauchen Personen, die das Budget nicht selbst verwalten können, Hilfe. Sie brauchen einen Budgetassistenten, der sie unterstützen kann bei der Hilfeplanung, bei der Auswahl der Assistenzangebote, bei den Absprachen mit den Assistenten oder bei der Kontrolle, ob alles so läuft, wie gewünscht.

Genauso wichtig wie diese Assistenz ist aber auch die Sicherheit,

dass das, was sie mit ihrem Budget selbständig oder mit Unterstützung des Assistenten einkaufen, auch in Ordnung ist und keine Mogelpackung.

Wenn ich eine Waschmaschine kaufe, verlasse ich mich darauf, dass sie funktioniert und vor allem, dass die Technik in der Maschine in Ordnung ist und mir nicht, wenn ich sie anschalte, um die Ohren fliegt. Hierfür gibt es staatliche Vorschriften und Kontrollen. Und das ist auch gut so, weil die meisten Menschen die Technik einer Waschmaschine nicht verstehen und sie deshalb auch nicht überprüfen können, bevor sie sie kaufen.

Ich meine, dass das bei Assistenzleistungen auch so sein muss. Wenn ich einen Wohnassistenten damit beauftrage, mich beim Einkaufen von Lebensmitteln oder Zubereiten von Malzeiten zu unterstützen, so muss ich mich darauf verlassen können, dass er das auch kann, und mir nicht unvernünftige Dinge beibringt oder mich einseitig beeinflusst. Wenn ich häusliche Pflege brauche, weil ich zum Beispiel im Rollstuhl sitze und bei der Hygiene Unterstützung brauche, dann muss ich mich darauf verlassen, dass der Assistent weiß, wofür es geht, dass er mich richtig pflegt und erkennt, wenn ich Druckstellen habe.

Es ist nicht verständlich, wenn jetzt die Behörde sagt, das muss alles der Markt entscheiden und eine Qualitätskontrolle der Assistenzdienste würde die Budgetnehmer bevormunden. Freiheit besteht darin, zwischen verschiedenen Angeboten und verschiedenen Menschen, die mich unterstützen sollen, wählen zu können. Freiheit bedeutet aber nicht, dass ich unge-



prüfte Billiganbieter nehmen muss, bei denen ich nicht sicher sein kann, dass sie überlegt arbeiten oder mich gut pflegen.

Ich glaube, dass eben nicht jeder Nachbar und jeder, der sich etwas dazu verdienen will oder etwas Gutes tun will, Assistenz

für Menschen mit Behinderung erbringen kann. Ich glaube, dass man dazu eine Ausbildung braucht und eine ständige Fortbildung, damit man beruflich fit bleibt, und ein Team, damit man zusammen immer nachdenkt, ob das wirklich gut ist, was man tut. Natürlich sind Dienste, die mit unausgebildeten Kräften arbeiten, preiswerter. Aber mir erscheint es gefährlich, hier zu sparen und womöglich das Persönliche Budget so knapp zu bemessen, dass der einzelne nur das billigste Angebot auswählen kann.

Jedes Heim muss, bevor es einen Menschen aufnimmt, zugelassen werden und unterliegt vielen Kontrollen. Sind die Dienstleistungen ambulanter Assistenten weniger verantwortungsvoll? Ich glaube kaum. In Bereichen wie Freizeitbegleitung oder Putzhilfen kann man die Dinge anders sehen und einen Teil des Budgets freigeben für Nachbarn, die mal einspringen, und für Menschen, die sich etwas dazu verdienen wollen usw. Aber nicht im Bereich der pädagogischen und pflegerischen Assistenzdienste. Hier bedarf es gerade in Zukunft klarer Standards, die die Dienstleister zu erfüllen haben. Menschen mit Behinderung dürfen nicht Opfer eines rabiaten Marktes werden, sondern Teilnehmer an einer sozialen Marktwirtschaft. Das Wörtchen „sozial“ vor der Marktwirtschaft darf nicht so schnell vergessen werden.“



und eine staatliche Zulassung Persönlichen Budget?

Contra:

Dr. Peter Gitschmann, Wissenschaftlicher Direktor im Verwaltungsdienst, Leiter des Referats Eingliederungshilfe in der Behörde für Soziales u. Familie der Freien und Hansestadt Hamburg

Schon die Fragestellung in der Überschrift weist auf ein Missverständnis hin: trägerübergreifende persönliche Budgets (TPB) nach § 17 SGB IX sind keine neue Sonderform von sozialen Sachleistungen (der Bedarf wird durch vordefinierte persönliche Dienstleistungen eines vertraglich gebundenen professionellen Leistungserbringers gedeckt, der dafür vom Leistungsträger ein vereinbartes Entgelt erhält; der Leistungsempfänger ist – begünstigtes – Objekt), sondern eine eigenständige Form der Geldleistung im Bereich der Teilhabe behinderter Menschen, die diese zu Subjekten des Leistungsgeschehens macht. Ziel dieser Leistungsform ist es, den Menschen mit Behinderungen mehr Autonomie und Selbstbestimmung zu ermöglichen, indem sie selbst entscheiden können, bei wem sie welche Leistung in welcher Qualität zu welchem Zeitpunkt in welcher Menge „einkaufen“.

Zentrales Steuerungs- und Qualitätssicherungsinstrument ist die Zielvereinbarung zwischen Budgetnehmer/in und Leistungsträgern, in der der festgestellte Teilhabebedarf in individuell vereinbarte, verbindliche Ziele (z.B. Erlernen der weitestmöglich eigenständigen Haushaltsführung in der neu bezogenen, eigenen Wohnung im Zielzeitraum) umgesetzt wird. Die Budgetnehmer/in-

nen sind an diese Ziele gebunden und zur Zielverfolgung verpflichtet; hinsichtlich des „Wie“ hingegen sollten sie die größtmögliche Freiheit genießen. Somit können zwar allgemeine Qualitätskriterien formuliert und in der individuellen Zielvereinbarung auch konkretisiert werden. Dabei ist aber jeweils auszubalancieren zwischen dem vorrangigen Anspruch und Oberziel der zu gewährleisten erweiterten Selbstbestimmung der Menschen mit Behinderungen einerseits, und den demgegenüber nachrangigen fachlich wünschenswerten Vorgaben aus professioneller Sicht.

Grundsätzlich übernehmen die Budgetnehmer/innen die Verantwortung für die angemessene Leistungsqualität und die Auswahl der „richtigen“ Leistungserbringer. Ein Zielvereinbarungspassus der Art: „Bei der Verfolgung des pädagogischen Lernziels xxx sollen auch professionelle Leistungsanbieter mit einer einschlägigen Vereinbarung oder Zulassung der Leistungsträger mit einem Mindestanteil von xy % der zugehörigen Teilbudgetsumme beauftragt werden.“ wäre aus meiner Sicht schon sehr weitgehend und begründungsbedürftig. Eine staatliche Zulassung für Leistungserbringer im TPB stünde im Widerspruch zur gesamten Grundorientierung dieser Leistungsform, und würde jegliche damit verbundenen neuen Spielräume erdrücken; letztlich wäre damit „durch die Hintertür“ dem TPB die vollständige Sachleistungslogik wieder aufgezwungen.

Ein entscheidender Vorteil ist bei wirklich trägerübergreifenden persönlichen Budgets im Übrigen gerade die Deckungsfähigkeit der Teilbudgetsummen, die ihre Grenze aus meiner Sicht erst dort findet, wo die vereinbarten Ziele nicht mehr jeweils angemessen verfolgt werden. Und auch

die Angebote sind nicht mehr in unserem kausal gegliederten System gebunden, und immer nur über einen Leistungsträger verfügbar. Denn was spricht dagegen, dass die Budgetnehmer/innen z. B. in Verfolgung vereinbarter Teilhabeziele des Rehabilitationsträgers Bundesagentur für Arbeit auch Angebote aus dem Bereich der Sozial- und Eingliederungshilfe einkaufen?

Faktisch „zugelassen“ zum Leistungseinkauf aus einem TPB sind nicht nur alle üblichen Leistungsangebote aller Rehabilitationsträger sowie der Kranken- und Pflegekassen, sondern darüber hinaus auch noch alle zielführenden Angebote anderer Systeme (Bildung, Freizeit etc.) und selbstverständlich auch informelle Hilfen (Familie, Nachbarschaft, Selbsthilfeorganisationen). Mit der TPB-„Kaufkraft“ kann grundsätzlich auf dem gesamten Markt persönlicher Dienstleistungen das jeweils individuell passende Leistungspaket und der „Mix“ aus informellen und professionellen Hilfen zusammengestellt werden. Diese Chancen gilt es zu nutzen; hier sollten wir den Menschen mit Behinderungen einen neuen Erfahrungs- und Gestaltungsraum eröffnen, und nicht aus falsch verstandener Fürsorge heraus gleich wieder nach staatlicher Regulierung rufen, die dies im Keim zu ersticken droht. Nur so kann m. E. das soziale und gesellschaftliche Potential persönlicher Budgets auch erschlossen werden.

Ich bin sehr optimistisch, dass hier gute Erfahrungen gemacht werden. Und wenn sich dabei die Verhältnisse zwischen selbstorganisierten TPB-Leistungen und professionellen Sachleistungen zu Gunsten ersterer verschieben, dann ist das auch gut so!“



Ich möchte überzeugen

Interview mit dem Hamburger



„Mein Arbeitsalltag ist eine bunte Mischung.“

Schwindelfrei: Wie sieht Ihr Arbeitsalltag aus?

Von Beust: Ich komme morgens so gegen 8:30 Uhr ins Büro. Dann liegen auf meinem Schreibtisch schon eine Menge Akten, die ich bearbeiten und unterschreiben muss. Tagsüber finden viele Besprechungen statt über Bauvorhaben oder wo die neue U-Bahn lang fahren soll. Dann gibt es offizielle Termine, etwa eine Grundsteinlegung. Abends sind häufig Sitzungen. Mein Arbeitsalltag ist also eine Mischung aus Büroarbeit, Besprechungen hier im Rathaus und Terminen außerhalb. Ich treffe Menschen, rede mit ihnen, verleihe auch mal einen Orden oder gratuliere zum Geburtstag. Ein bunter Strauß also.

Schwindelfrei: Und wann ist abends Schluss für Sie?

Von Beust: Meistens bin ich so gegen 22.00 Uhr zu Hause.

„Ich kann persönlich Einfluss nehmen auf die Entwicklung unserer Stadt.“

Schwindelfrei: Hat sich Ihr Leben sehr verändert?

Von Beust: Ja, es ist deshalb anders, weil auf jedes Wort, was ich sage, geachtet wird. Wenn man etwas Falsches sagt, ist Ärger vorprogrammiert. Wenn man etwas Nettes sagt, gilt das als Versprechen und man wird darauf festgenagelt.

„Bürgermeister ist kein Beruf, den man erlernen kann!“

Schwindelfrei: Wie lange sind Sie schon Bürgermeister in Hamburg?

Von Beust: Die erste Wahl war am 30.10.2001. Das heißt, ich bin jetzt gut drei Jahre im Amt.

Schwindelfrei: Wie wird man Bürgermeister? Was haben Sie gelernt? Wie haben Sie sich auf das Amt vorbereitet?

Von Beust: Bürgermeister ist ja kein Beruf, den man erlernen kann wie Buchbinder oder Arzt. Ich habe Jura studiert und war zehn Jahre lang Rechtsanwalt. Politik mache ich schon sehr lange, seit meiner Schülerzeit. Wenn Sie also wollen, habe ich die Politik „erlernt“ durch meine Routine und die Länge der Zeit, in der ich mich schon damit befasse.





– nicht beherrschen

Bürgermeister Ole von Beust

Zu Recht. Auf der anderen Seite kann ich als Bürgermeister viel gestalten. Dazu gehören ganz praktische Fragen: Wie soll der Jungfernstieg aussehen? Wie soll der Domplatz gestaltet werden? Was passiert in der Hafencity? Das sind Dinge, bei denen ich persönlich Einfluss nehmen kann auf die Entwicklung unserer Stadt.

Schwindelfrei: Ist es ein schönes Gefühl, diese Macht zu haben?

Von Beust: Ach, das ist ja sehr relativ. Man steht ja unter ständiger Kritik. Dafür, dass man nicht Größenwahnsinnig wird, sorgt schon die Demokratie mit Parlament und Presse, die die Regierung kontrollieren. Und ich bin vom Typ her – glaube ich – nicht jemand, der beherrschen will; ich möchte überzeugen.

„Bücherhallen und Volkshochschulen zu schließen tut weh.“

Schwindelfrei: Aber Sie können etwas bewegen.

Von Beust: Das macht auch enorme Freude. Es ist sehr viel Arbeit und manchmal auch belastend, wenn Sie Dinge machen müssen, die weh tun. Bei Bücherhallen kürzen müssen z.B. oder bei den Volkshochschulen. Aber Verantwortung heißt auch, dass Sie unpopuläre Dinge machen müssen.

Schwindelfrei: Woher wissen Sie, was richtig ist für Hamburg?

Von Beust: Wissen tue ich es nicht, ich kann es nur vermuten.

Das gilt ja für uns alle. Wenn man eine Entscheidung fällt, hofft man, dass es die richtige ist. Aber eine Gewissheit hat man nie. Immer ist es nur ein Abwiegen von Argumenten, die man hört und irgendwann muss man zu einem Entschluss kommen.

„Das Wichtigste war die Airbus-Entscheidung.“

Schwindelfrei: Was waren Ihre wichtigsten Themen in Ihrer Zeit als Bürgermeister?

Von Beust: Was mich in den letzten Monaten sehr beschäftigt hat, war die Frage, ob es gelingt, den neuen großen Airbus 380 in Hamburg fertigen und ausliefern zu lassen. Dabei geht es für die nächsten Jahre um Tausende von Arbeitsplätzen. Der Flugzeugbau ist ein Bereich, in dem Hamburg international führend ist und da können neue Arbeitsplätze entstehen. Das hat mich zumindest in den letzten Monaten am meisten beschäftigt, und im Ergebnis ist es ja jetzt auch gut gegangen.

Schwindelfrei: Es fiel auf, dass die Frage, auf die Sie sich persönlich sehr konzentriert haben, nämlich die Zustimmung der Kirchengemeinde, am Schluss nahezu keine Rolle mehr gespielt hat. War Ihnen das vorher nicht klar?

Von Beust: Es wäre immer noch schön, wenn wir die Kirchengemeinde überzeugen könnten. Auch wenn jetzt eine Lösung ohne sie denkbar ist. Aber die wird teurer. Wir müssen Millionen für eine geänderte Straßenführung ausgeben,

was eigentlich nicht notwendig ist. Darum habe ich immer noch Hoffnung.

„Bei Phoenix ist unser Einfluss gering.“

Schwindelfrei: Auch die Entlassungen bei Phoenix in Harburg sind zur Zeit ein wichtiges Thema. Bei Phoenix arbeiten auch Kollegen aus unserem Betrieb Altona. Wie wird das dort weitergehen?

Von Beust: Nach den bisherigen Planungen will Phoenix ja Hunderte von Stellen streichen. Ein Teil der Beschäftigten soll in anderen Werken der Continental arbeiten, ein Teil wird aber auch entlassen. Unser Wirtschaftssenator Gunnar Uldall ist im Gespräch mit dem Vorstand der Phoenix, um zu sehen, was er noch erreichen kann – Fristen und Übergangsmöglichkeiten. Die Entscheidung selber ist eine privatwirtschaftliche Entscheidung, da kann die Politik wenig Einfluss nehmen.

Schwindelfrei: Für Harburg ist das aber unglaublich wichtig.

Von Beust: Das stimmt. Aber der Unterschied zu Beiersdorf oder Airbus ist, dass wir hier keine Aktien kaufen können, keine Planverfahren beschließen und keine Leistungen erbringen. Dies ist eine rein unternehmerische Entscheidung. Da sind unsere Einflussmöglichkeiten gering.

Schwindelfrei: Was ist Ihre Einschätzung. Geht Phoenix ganz verloren?

Von Beust: Das glaube ich nicht. Ich gehe davon aus, dass der Stand-



ort unter dem Namen Continental erhalten bleibt und ein Großteil der Arbeitsplätze auch.



„Beim Ärger mit Schill dachte ich: Warum tu' ich mir das eigentlich an?“

Schwindelfrei: Noch eine Frage zu Ole von Beust als Bürgermeister: Was war in diesen drei Jahren ihr schönster Moment und was ist Ihnen am schwersten gefallen?

Von Beust: Das Schönste war die Wiederwahl im Februar. Wenn man einen stressigen Wahlkampf gehabt hat und dann sieht, dass man große Sympathie und Zustimmung unter den Menschen genießt, ist das ein schönes Gefühl. Eine große Bestätigung. Die Euphorie hält aber nicht lange an. Der Alltag hat einen schnell wieder. Und was war das Schlimmste? Das Schlimmste ist immer, wenn Firmen pleite gehen. Wenn Arbeitsplätze verloren gehen, wie jetzt bei Phoenix. Das schmerzt, denn es trifft ja Leute, die gar nichts dafür können.

Schwindelfrei: Denken Sie in solchen Momenten, wäre ich doch lieber Jurist geblieben?

Von Beust: Das habe ich nur in kurzen Augenblicken mal gedacht.

Der große Ärger im vergangenen Jahr beispielsweise hat mich sehr belastet. Da habe ich gefragt, warum ich mir das antue. Allerdings macht mir das Amt zu viel Freude. Man kann gestalten, lernt interessante Menschen kennen. Wer hat schon die Gelegenheit, Franz Beckenbauer, Rudi Völler oder Marco van Basten zu treffen. Es ist spannend, die Leute kennen zu lernen, die man sonst nur aus dem Fernsehen kennt.

„Rund um mein Elternhaus gab's mehr Hirsche als Menschen.“

Schwindelfrei: Kommen wir mal zu Ihnen persönlich. Zum Thema Ole von Beust privat. Können wir Sie fragen, wie alt Sie sind?

Von Beust: Klar, ich bin 49 Jahre.

Schwindelfrei: Wo sind Sie aufgewachsen?

Von Beust: Ich bin Hamburger, hier geboren, zur Schule gegangen und ich habe auch hier studiert. Aufgewachsen bin ich ganz im Nordosten von Hamburg, im Natur-

schutzgebiet Duvenstedter Brook. Übrigens ziemlich einsam. fünf Häuser gab es da und dann kam drei Kilometer lang nichts.

Schwindelfrei: Das heißt, Sie sind mit dem Rad zur Schule gefahren?

Von Beust: Vier Kilometer ja, ins Gymnasium auch – das waren dann zwölf Kilometer. Rund um mein Elternhaus gab es tolle Natur, aber mehr Hirsche als Menschen.

„In der 7. Klasse bin ich fast sitzen geblieben.“

Schwindelfrei: Waren Sie ein guter Schüler?

Von Beust: Mittelmäßig. In der 7. Klasse bin ich fast einmal sitzen geblieben. Das war haar-scharf. Vor allem wegen Latein. Aber ich habe es gerade noch geschafft. Nachher in der Oberstufe ging es einigermaßen.

Schwindelfrei: Ihre Lehrer haben sicher nicht damit gerechnet, dass Sie einmal Bürgermeister würden, oder?





Von Beust: Ich habe auch nicht darüber nachgedacht. Politisch war ich schon. Ich bin damals schon Klassensprecher gewesen.

Schwindelfrei: Lag das an Ihrem Elternhaus?

Von Beust: Ja, wir waren ein sehr politischer Haushalt. Mein Vater war Bezirksbürgermeister von Wandsbek. Bei uns wurde sehr viel über Politik geredet. Insbesondere über Kommunalpolitik. Ich bin in Zeiten zur Schule gegangen, wo Schule sehr politisiert war. Es war die endachtundsechziger Zeit. Politik ist zwar nicht mein Ein und Alles, aber ich habe es schon damals sehr gerne gemacht.

„Wer in meiner Jugend kein Marxist war, war automatisch in der CDU.“

Schwindelfrei: Warum sind Sie eigentlich in der CDU und nicht in die SPD eingetreten?

Von Beust: Das hatte historische Gründe. Als ich zur Schule gegangen bin, Ende der 60er Anfang der 70er Jahre, standen die meisten Jugendlichen sehr weit links. Es dominierten Marxismus, Kommunismus und Sozialismus. Von diesen Theorien habe ich nie etwas gehalten. Und wenn man dagegen war, gehörte man damals automatisch zur CDU.

„Einmal die Woche laufe ich um die Alster.“

Schwindelfrei: Wie leben Sie privat?

Von Beust: Ich lebe allein, habe keine Familie, wenn man von meinem Vater absieht. Ich habe eine Mietwohnung in Rother-

baum in der Nähe vom Dammtor. Wenn ich zu Hause bin, lese ich besonders viel. Besonders skandinavische Krimis. Wenn ich Zeit habe, spiele ich sehr gern am PC und habe eine Zeit lang gerne am Flugsimulator geübt. Da muss man jedoch auf dem Laufenden sein und dafür fehlt mir im Moment die Zeit. Außerdem gehe ich gerne spazieren, versuche einmal in der Woche, die Alster zu umrunden. Sport mache ich zu wenig. Skilaufen, ab und zu segle ich mit, und ich sehe auch fern, wie Sie wahrscheinlich auch. Wenn ich dann noch Zeit habe, gehe ich ganz gerne mal ins Kino.

„Gestern war ich noch im Supermarkt einkaufen.“

Schwindelfrei: Sie haben sicher auch Bodyguards?

Von Beust: Sie begleiten mich nur bei dienstlichen Terminen, privat bin ich alleine unterwegs.

Schwindelfrei: Ist das nicht riskant?

Von Beust: Ich hoffe nicht. Aber das Leben wird zu unnatürlich, wenn man immer Personenschutz dabei hat. Ich versuche, trotz meines Amtes als Bürgermeister und Politiker, ein normales Leben zu führen. Gestern war ich noch im Supermarkt alleine einkaufen.

Schwindelfrei: Kennt Sie denn die Frau an der Kasse?

Von Beust: Ja, die sagt: „Schön, Sie mal wieder zu sehen“. Und ich habe bisher auch noch nie negative Erfahrungen gemacht. Es kommt vor, dass Leute, die mich nicht mögen, nicht grüßen. Aber das ist ja in Ordnung. Die meisten sind freundlich und machen eine nette Bemerkung.

„Ständige Beobachtung ist unangenehm, aber ich bin nie belästigt worden.“

Schwindelfrei: Aber bei Ihrem Bekanntheitsgrad stehen Sie sicher ständig unter Beobachtung.

Von Beust: Ja, sicher. Die Leute erkennen Sie schon und beobachten Sie auch – in Hamburg zumindest.

Schwindelfrei: Ist Ihnen das eher angenehm oder unangenehm?

Von Beust: Es ist schon unangenehm, ständig beobachtet zu werden. Wobei es ja oft sehr fürsorglich ist: Wenn ich einkaufe,



wird kommentiert, ob genug Gemüse im Korb ist. Die Leute nehmen schon auf nette Weise Anteil.

Schwindelfrei: Ich stelle mir vor, die Leute erzählen sich abends: „Was glaubst du, der Ole trinkt den Rotwein von Aldi.“

Von Beust: Das ist schon so. Manche denken, ich inszeniere normales Leben – unter dem Motto „Jetzt gebe ich mich volksnah.“ Die mich darauf ansprechen, denen antworte ich: „Glauben Sie vielleicht, für mich kommt das Essen auf Flügeln ins Haus?“ Ich koche gerne und dafür muss ich auch mal einkaufen gehen.



Schwindelfrei: Bei den vielen Themen, die die Leute bewegen, werden Sie da nicht ständig angesprochen?

Von Beust: Ach, es geht. Bisher bin ich weder belästigt worden, noch war ich von Aggressivität betroffen. Höchstens werde ich mal um ein Autogramm gebeten.



„Ich lebe ja auch noch mein eigenes Leben.“

Schwindelfrei: Sie bewegen sich sicher viel in Politikkreisen unter Fachleuten und Experten. Ist das nicht eine Scheinwelt?

Von Beust: Wenn Sie sich nur in diesen Kreisen bewegen würden, dann wäre es ein Problem. Ich nutze die Möglichkeiten, um am normalen Leben teilzuhaben. Wenn ich einkaufe, dann ja nicht nur, weil ich etwas brauche, sondern ich sehe auch die Preise. Was kosten beispielsweise Milch und Butter. Ich muss mich ja hineinversetzen können in Leute, die finanzielle Schwierigkeiten haben. Die Gefahr der Scheinwelt ist gar nicht so gering. Alle kümmern sich nett um Sie, aber Sie sind abgeschottet und wissen gar nicht mehr, wie das richtige Leben aussieht.

„Behinderung macht nicht die Person aus.“

Schwindelfrei: Anderes Thema: Haben Sie Kontakt zu behinderten Menschen?

Von Beust: Behinderung ist für mich kein Kriterium, das eine Person ausmacht. Ich teile nicht ein: Der ist behindert, der nicht, und führe eine Strichliste. Von meinem Beruf her habe ich aber eine ganze Menge von Einrichtungen besucht. Ich war bei Ihnen, ich war bei der Stiftung Alsterdorf, war in Wohngemeinschaften und Wohngruppen und habe mit behinderten Menschen gesprochen.

Schwindelfrei: Bei den Special Olympics in diesem Sommer waren Sie doch auch dabei, oder?

Von Beust: Ja, da hatte ich sogar sehr intensive Kontakte. Die Sportler waren so etwas von freundlich, fröhlich und unbekümmert, daran können sich viele ein Beispiel nehmen.

„Bei solchen Besuchen werde ich im Schweinsgalopp durchgeschleust.“

Schwindelfrei: Sie kennen unsere Werkstätten aus eigener Anschauung?

Von Beust: Ja, als Abgeordneter und Oppositionschef habe ich schon Werkstätten besucht und neulich war ich ja auch bei Ihnen in Altona und habe da u.a. die Buchbinderei besichtigt. Das hat mir sehr imponiert.

Schwindelfrei: Das stimmt, aber das war ein ziemlich kurzer Besuch, mittags von zwölf bis eins.

Von Beust: Ja, leider. Man hat für so etwas immer wenig Zeit, das stimmt. Bei solchen Besuchen werde ich im Schweinsgalopp durchgeschleust.

„Für die Werkstätten sind keine Kürzungen vorgesehen.“

Schwindelfrei: Wie geht es denn mit uns in den Werkstätten weiter? Auch im Sozialbereich gibt es zur Zeit ja massive Einsparungen. Was bedeutet das für uns?

Von Beust: Da sind keine Kürzungen vorgesehen. Was im Moment da ist, das wird gehalten. Das heißt natürlich auch, dass es enger wird, wenn man sich ausdehnt, weil es nicht mehr Geld gibt. Zur Zeit geben wir fast 37 Mio. in diesem Bereich aus und der Ansatz bleibt so bestehen. Da wird nichts gekürzt.

Schwindelfrei: Können Sie also sagen, dass unsere Arbeitsplätze sicher sind?

Von Beust: Die Zuschüsse bleiben wie sie sind. Ihre Arbeit hat eine hohe Anerkennung. Sie machen etwas Vernünftiges, nicht etwas was keiner braucht. Ihre Arbeit gehört mit zum Wirtschaftsleben dazu. Die Firmen wissen, Sie machen gute Arbeit zu günstigen Preisen und lassen deshalb bei Ihnen arbeiten. Deshalb brauchen Sie sich auch keine Sorgen zu machen.

„Ein Werkstattmitarbeiter in der Senatskanzlei? Davor kneife ich nicht.“

Schwindelfrei: Würden Sie hier in der Senatskanzlei behinderte Menschen anstellen.



Von Beust: Ja, wir haben hier auch behinderte Angestellte.

Schwindelfrei: Könnten Sie sich jemanden aus der Werkstatt vorstellen?

Von Beust: Das geht hier natürlich nur in begrenztem Maße. Denn hier sind ja nur wenig handwerkliche Dinge gefragt. Bei uns arbeiten Spezialisten wie Juristen oder Wirtschaftswissenschaftler. Aber wenn es Möglichkeiten gibt, kneife ich nicht.

Schwindelfrei: Wir werden Sie beim Wort nehmen. Wie stehen Sie überhaupt zur Integration?

Von Beust: Wir bemühen uns ja gerade in Hamburg sehr viel zu tun. Sehen Sie Alsterdorf. Wir unterstützen das Konzept, dass behinderte Menschen mehr und mehr in ganz normale Wohnungen umziehen und nicht mehr in riesigen Einrichtungen sein müssen wie früher. Da sind wir in Hamburg, glaube ich, schon sehr weit, verglichen mit anderen Städten. Ich finde das völlig vernünftig. Noch mal: Behinderung ist kein Kriterium jemanden zu beurteilen. Jeder hat eine Macke, ich habe auch meine Macken. Bei Körperbehinderten muss man sehen, wie man den Zugang zu Gebäuden und Verkehrsmitteln technisch lösen kann. Aber ansonsten ist entscheidend, ob jemand charakterlich in Ordnung ist. Alles andere ist sekundär.

„Bei Olympia werden wir wieder ‚hier‘ rufen.“

Schwindelfrei: Was haben Sie für Pläne für die Stadt und für sich selber?

Von Beust: Um mit mir selber zu beginnen: Ich bin bis 2008 gewählt. Dann muss wieder der Wähler entscheiden. Für die Stadt gibt es viele Pläne. Wir suchen Investoren für das neue Viertel im



„Lieber der Erste in Hamburg als einer von vielen in Berlin.“

Hafen, die Hafencity. Das bedeutet neue Häuser und auch neue Arbeitsplätze. Dann legen wir auf das Thema Sport großen Wert. Wir kriegen beispielsweise die Triathlonweltmeisterschaft im Jahre 2007. Dann beschäftigt uns der gesamte Bereich der Bildung von den Kindertagesstätten bis hin zu den Schulen und den Hochschulen. Ausländischen Kindern muss man die Chance geben, früher Deutsch zu lernen, damit die Integration besser klappt. Das sind Beispiele für die nächsten 3 1/2 Jahre.

Schwindelfrei: Die Olympia-Bewerbung für Hamburg ist ja gescheitert. Bleiben Sie trotzdem weiter am Ball?

Von Beust: Das NOK wird erst in den nächsten Jahren entscheiden, ob Deutschland sich wieder für die Olympiade bewirbt. Wir sind bereit, haben weiterhin großes Interesse. Doch wir handeln hanseatisch zurückhaltend. Wir investieren, wie gesagt, ohnehin in Sport, Sportstätten und auch in den Leistungssport. Wenn es also so weit ist, werden wir gerüstet sein und mit Recht „hier“ rufen.

Schwindelfrei: Noch einmal zu Ihrem persönlichen Plänen. Haben Sie Ambitionen auf Bundesebene?

Von Beust: Im Moment nicht. Ich bin für vier Jahre gewählt und ich habe nicht die Absicht, mein Amt aufzugeben.

Schwindelfrei: Aber ausschließen wollen Sie es nicht?

Von Beust: Ich habe weder die Hoffnung noch einen Plan; aber grundsätzlich ausschließen kann man natürlich nie etwas.

Schwindelfrei: Würde es Sie denn reizen?

Von Beust: Ich bin lieber hier in Hamburg der Erste als in Berlin einer von vielen. In der Stadt kann man viel mehr konkrete Dinge bewegen. Die meisten Entscheidungen fallen vor Ort. Außerdem – um etwas Persönliches anzumerken – kann ich hier zu Hause schlafen. Und zu Hause sein zu können, finde ich ganz wichtig.

Schwindelfrei: Vielen Dank Herr von Beust für das Gespräch und vielleicht besuchen wir Sie ja eines Tages mal in Berlin.



Die Nazizeit überlebt

Wiebke M. und ihre Kindheit in Hamburg

Wiebke M. wurde im Jahre 1939 kurz nach Ausbruch des Krieges geboren – mit einem Down-Syndrom. 65 Jahre später, im Oktober 2004, wurde sie in den Elbe-Werkstätten Bergedorf im Rahmen einer Jubiläumsfeier offiziell in ihren Ruhestand entlassen.

Dass Wiebke M. diese Feier begehen konnte, war nicht selbstverständlich. Sie wurde geboren zu einer Zeit, in der in Deutschland ein Massenmord an geistig behinderten und psychisch kranken Menschen staatlich angeordnet und von systemhörigen Medizinern durchgeführt wurde. Die Vernichtung „lebensunwerten Lebens“, gerne mit dem Begriff Euthanasie, schöner Tod, verschleiert, betraf nicht weniger als 120.000 Menschen. Sogenannte Gutachter entschieden, meist nach Aktenlage, über deren Nichtverwertbarkeit zu produktiver Arbeit, um sie dann in den Tod zu schicken. Ein Drittel der zu jener Zeit in Anstalten und Heimen untergebrachten Menschen wurde ermordet. Auch für uns im Jahre 2005 ist es wichtig uns zu erinnern: Es ist noch kein Menschenleben her, dass eine Unterscheidung in „lebenswert“ und „lebensunwert“ vorgenommen wurde. Die blutige Umsetzung der Naziideologie hat immer noch Auswirkungen auf uns. Menschen, die heute noch mit uns gemeinsam in den Werkstätten arbeiten könnten, wurden damals umgebracht. Deshalb dürfen wir alle auch heute noch oder schon wieder angestellten Überlegungen zum Lebens-

wert von Menschen mit Behinderungen nicht übergehen. Hier noch einmal der Nachdruck der Lebensgeschichte von Wiebke M., die die Nazizeit überlebt hat. Bereits vor 15 Jahren hatte Schwindelfrei diesen Artikel in der Ausgabe 1/1990 veröffentlicht.

Wiebke M. wurde geboren im Oktober 1939, einen Monat nach Kriegsbeginn, der auch der Beginn der streng geheim gehaltenen Mordaktionen mit der Tarnbezeichnung T 4 war. Wiebke lebt heute in der Familie ihres Bruders, nachdem ihre Mutter vor vier Jahren verstorben ist.

Ich suchte den Bruder auf und fragte ihn, was er aus den ersten Lebensjahren seiner behinderten Schwester selber noch weiß oder was er über die Zeit des Dritten Reiches später von seinen Eltern erfahren hat. Herr M. ist jünger als seine Schwester. Ob sie nach ihrer Geburt als behindertes Kind erfasst wurde, kann er nicht sagen. Hebammen, Ärzte, Krankenhäuser und Gesundheitsbehörden, waren seit 1936 verpflichtet, alle ihnen bekannten Behinderungen zu melden. In der gutbürgerlichen Wohngegend Hamburgs, in der die Familie damals wohnte, in Othmarschen, fühlte die Familie sich relativ geschützt. Hinzu kam, dass der Vater ein höherer Beamter in der Luftwaffenverwaltung war und über gute Beziehungen verfügte. Weil die Morde an Behinderten im Herbst 1941 aufgrund des Drucks der öffentlichen Meinung weitgehend eingestellt wurden, kam Wiebke nicht mehr in unmittelbare Gefahr. Obwohl in der Familie in der Nazizeit über die

Bedrohung, der behinderte Menschen damals ausgesetzt waren, nicht gesprochen wurde, spürten die Kinder, dass die Mutter diese Gefahr sehr wohl gekannt hat und dass sie sie auch stark verinnerlichte. Anzeichen dafür waren bis in die Achtziger Jahre hinein zu spüren. Die Auswirkungen der Nazimorde waren in der Familie M. langfristig und indirekt, aber immer noch schwerwiegend:

Nach dem Krieg zog die Familie nach Bergedorf und später in die Vierlande um. Wiebke blieb immer bei ihrer Mutter im elterlichen Haushalt und wurde von ihr nie allein gelassen. Zu jedem Einkauf und in jeden Urlaub wurde sie mitgenommen. Nie wurde sie auch nur bei Verwandten in Obhut gegeben. Überlegungen, Wiebke könnte tagsüber in einer Werkstatt arbeiten, widersetzte sich die Mutter entschieden, obwohl ihre Kräfte bereits nachließen. Den Grund sieht Herr M. in ihrem immer noch bestehenden Misstrauen gegenüber Behinderteneinrichtungen. In Einrichtungen waren diejenigen, die ermordet wurden, vollständig erfasst und aktenkundig gewesen. Aus Einrichtungen heraus waren sie zu den Tötungen abtransportiert worden. Erst nach dem Tod der Mutter wurde Wiebke in die Werkstatt Bergedorf in Moorfleet aufgenommen, wo sie sich gleich sehr wohl fühlte. Das Misstrauen gegenüber Institutionen und staatlichen Stellen war und ist bei älteren Angehörigen, die die Zeit der Naziherrschaft miterlebten, bis zum heutigen Tag verwurzelt. Dies betrifft besonders die Gesundheitsbehörden.



Bilder aus Wiebke M.'s Arbeitsleben
in den Elbe-Werkstätten



Folgenden ergänzenden Bericht entnehmen wir einer Schrift der Bundesvereinigung Lebenshilfe mit dem Titel „Das Recht auf Leben ist unantastbar“, die an die Opfer der NS-Euthanasie erinnert.

Tödliche „Verschickung“

Ich bin 60 Jahre, meine geistig behinderte Schwester Hilde (mongoloid) ist 55 Jahre. Einige Zeit nach dem Erlass der Nürnberger Gesetze, das waren die Rassengesetze „zum Schutz deutschen Blutes“, wurde meine Mutter massiv unter Druck gesetzt, einer Art Verschickung meiner Schwester zuzustimmen. Meine Mutter gab irgendwann auf und packte den Koffer. Am Bahnhof wartete der Zug mit vielen geistig Behinderten. Hilde saß schon im Wagon, da begann sie zu schreien. Sie hat so gebrüllt, dass meine Mutter sie wieder herausholte und mit ihr nach Hause ging. Als die Nachrichten bei den Eltern der anderen „verschickten Kinder“ eintrafen, dass alle Kinder an „Lungenentzündung“ gestorben waren, wussten wir Bescheid. Wir lebten ja in einer kleinen Stadt, in Neuruppin mit 20.000 Einwohnern, da kannte man sich und so etwas sprach sich rum. Aber keiner wagte, seinen Verdacht laut auszusprechen. Neue Verschickungen standen an. Meine Mutter fand immer neue Ausreden. Mal war Hilde krank, mal wurde sie sogar ins Krankenhaus gebracht. Bis zum Kriegsende ist meine Mutter nicht mehr von Hildes Seite gewichen. Keinen Schritt durfte sie mehr allein gehen. Nur im evangelischen Kindergarten durfte sie allein sein. 1942 wollte ich heiraten, aber wegen meiner behinderten Schwester erhielt ich keine Heiratserlaubnis. Mein Vater regte sich darüber öffentlich auf. Am nächsten Tag wurde er mit fast 50 Jahren zum Militär einberufen. Heute wohnt meine Schwester in einer eigenen Wohnung. Ich betreue sie den ganzen Tag. Auch nachts schläft immer jemand in ihrer Wohnung, mein Mann oder ich. Hilde ist ja fast so alt wie ich, ich werde auch weiter für sie sorgen.“

Frau K. Berlin-Charlottenburg



Ich getraue mich, ins Leben vorzudringen!

Ein Schreibwettbewerb für Menschen mit geistiger Behinderung

Im Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung haben die Elbe-Werkstätten einen Schreibwettbewerb veranstaltet. Sein Titel: „Verschieden ist normal“. Die Zielgruppe: Menschen mit und ohne Behinderung. Unter den 300 Einsendungen waren auch etwa eine Handvoll Beiträge von Menschen mit geistiger Behinderung.

Sie schafften es nicht unter die zehn Siegertitel, die in einem Buch veröffentlicht wurden. Sie passten wohl nicht in das Kriterienraster der Jury und wurde in ihrer Authentizität nicht gewürdigt, obwohl es sich um fantasievolle und nachdenkswerte Texte handelte. Dass Menschen mit geistiger Behinderung Beiträge zur Literatur leisten können, ist für viele kaum vorstellbar. Wenn auch Gegenbeispiele, wie die Arbeiten des Südtiroler Autors Georg Paulmichl oder die Zeitschrift „Ohrenkuss“

das Gegenteil belegen. Damit ist dieser Kunstbereich eine der letzten Bastionen, in denen Menschen mit geistiger Behinderung bisher kaum Anerkennung geerntet haben, anders als in der bildnerischen oder darstellenden Kunst oder im Bereich Musik.

Die Erfahrungen mit „Verschieden ist normal“ bringen die Elbe-Werk-

stätten dazu, einen neuen Wettbewerb auszuschreiben. Einen Literaturwettbewerb, der sich ausschließlich an Menschen mit geistiger Behinderung richtet. Sein Titel „Ich getraue mich, ins Leben vorzudringen“. Bei dieser Titelgebung handelt es sich um ein Zitat des Autors Georg Paulmichl. Als Partner für dieses Vorhaben gewann die Werkstatt den Verein EUCREA Deutschland e.V., der die erforderlichen Mittel aus dem



Kunstfond von „Aktion Mensch“ eingeworben hat und auch die Durchführung des Wettbewerbs übernehmen wird.

Hinter der Wettbewerbsidee steht die Absicht, Texte und Gedichte sowie künstlerisch gestaltete Textbilder zu sammeln und sie einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Über die

Texte soll die Öffentlichkeit einen Zugang zur Lebenswelt und zur Individualität und Besonderheit von Menschen mit geistiger Behinderung gewinnen können. Organisationen und Verbände wie die Lebenshilfe, die Caritas, die Diakonie, die Bundesarbeitsgemeinschaft der Werkstätten sowie Aktion Mensch oder die Arbeitsgemeinschaft Behinderte in den Medien sollen sich als Partner am Wettbewerb beteiligen und die

Idee unterstützen. Die Ausschreibung wird über deutschsprachige Publikationen und über einen Wettbewerbsflyer verbreitet. Wie im Vorgängerwettbewerb wird eine Jury eingesetzt, die unter den eingehenden Beiträgen die Wettbewerbsieger auswählt. Veröffentlicht werden die Siegerbeiträge in Buchform durch den Verlag Books on Demand sowie über Zeitschriften und im Internet. Ob und wie eine Siegerehrung den Wettbewerb abschließt, steht zur Zeit noch nicht fest.

Vorstellbar sind eine oder mehrere Veranstaltungen mit Lesungen, vertonten Texten, Theaterszenen auf der Grundlage von Wettbewerbsbeiträgen und einer Ausstellung von gestalteten Bildern.

Die Ausschreibung erfolgt zu Beginn des Jahres 2005. Zum Jahresende soll das Projekt abgeschlossen und ausgewertet sein.

Rebecca Klein



lüfte Geheimnis übers normgerechte Verschiedensein

aha, „verschieden ist normal“
 anderssein nur zu nötig ist
 genaugenommen ist es, idee habe, nur zu naturgewollt
 endlos vielfältiges leben es entfaltet
 allerlei menschen sagenhaftes dadurch lernen
 checke, ich bin ein teil davon
 als autistin ich immens viel erkenne
 achte sehr auf normen, da ich innerlich zu zu verlorene bin
 normen halten mich am leben
 achte sehr aufs verschiedensein
 da ich jahre zu umnachtete war
 achte sehr aufs reden
 da ich mundtot bin
 achte sehr aufs handeln
 da ich hilflos bin
 achte sehr auf alles zaghafte
 da ich zu direkt bin
 achte sehr aufs böse
 da ich gut sein will
 achte sehr aufs gesundsein
 da ich behinderte bin
 achte auf heimliche blicke
 da ich sehr auffällig bin
 barrierefrei leben will,
 obwohl doch alle menschen hindernisse überwinden müssen
 dinge ich mir rausnehme
 die sich andere verbieten
 tabu bin für männer
 konnte bsbsbs nie einen für mich interessieren
 bin halt zu verschieden für normale
 reden möchte ich halt als stumme
 sehen möchten blinde
 gehen möchten gelähmte
 hören möchten taube
 klug sein möchten toren
 klar sein möchten narren
 ach, „verschieden ist nie normal“,
 doch „normal ist es, verschieden zu sein“
 september 2003



Rebecca Klein wurde 1979 in Augsburg geboren. Stumm und autistisch, verbrachte sie ihre Kindheit größtenteils in einem Heim für geistig Behinderte. Bis zu ihrem 14. Lebensjahr konnte sie weder über Sprache noch über Mimik, Gestik oder Blickkontakt mit ihrer Umwelt kommunizieren. Dann begann sie sich mit Hilfe ihrer Mutter und der „Gestützten Kommunikation“ (FC) schriftlich zu äußern. Das Lesen und Schreiben hat sie sich selbst beigebracht. Diese unglaubliche Wende in ihrem Leben beschrieb sie als „Mumienzeit vorbei“. Sie lebt seitdem wieder in der elterlichen Wohnung, arbeitet schriftlich in ihrer eigenen Sprache ihre stumme Vergangenheit auf und bereist mit ihren Eltern die ganze Welt. Ihre über Jahre angesammelten Gedichte und Reiseerzählungen hat sie 2003 bei BoD unter dem Titel „leinen los ins leben“ veröffentlicht und arbeitet zur Zeit an ihrem zweiten Buch; außerdem besucht sie als Gasthörerin die Universität.

bin zu verschieden, um normal zu sei



Christian Brülle-Drews

Das Motorgeräusch

Eine Geschichte aus dem Autorenwettbewerb
von Elbe-Werkstätten und Books on Demand

In dieser Schwindelfrei-Ausgabe möchten wir unseren Leserinnen und Lesern wieder eine der „Siegergeschichten“ aus unserem Autorenwettbewerb präsentieren, eine Geschichte also, die die Jury für die Buchveröffentlichung ausgewählt hat. Wer das Buch kaufen möchte: Es heißt „Verschieden ist normal – Leben mit und ohne Behinderung“ und ist erschienen bei der Books on Demand GmbH, Norderstedt. Die Taschenbuchausgabe kostet 9,90 € und hat die ISBN-Nummer 3-8334-0602-X. Die Hardcoverausgabe mit Schutzumschlag und Lesebändchen kostet 18,90 € (ISBN 3-8334-1494-4). Die Bücher sind erhältlich im Buchhandel oder im Internet unter www.bod.de.

An einem warmen Julimorgen 1978 lenkte Hinrich den himmelblauen VW die Landstraße hinunter in das kleine Seebad am Ende der Förde. Hinter den Häusern tauchten kurz das Meer und ein Stück Strand auf, dann der kleine Hafen mit seinem runden, gemauerten Silo, einer Handvoll Holzschuppen und dem engen Hafenbecken, über das eine aufklappbare Fußgängerbrücke führte.

Noch lag der Ort friedlich vor ihnen, das Lärmen am Strand aus Kinderschreien, Fahnenknattern und Megaphondurchsagen der Rettungsschwimmer hatte noch nicht begonnen. Hinrich wusste nichts von diesen Geräuschen. Ihn umgab immer tiefe, undurchdringbare Stille.

Die See war unruhig und von einem unerfindlichen Dunkelgrün. Der Alte zeigte auf das Radio: „Heute soll es richtig heiß werden.“ Er kurbelte das Schiebepadach auf. Hinrich nickte. An der ersten Ampel im Ort musste er bremsen. Der VW hielt abrupt und weit vor der weißen Haltelinie.

„Du hast schon wieder an den Bremsen gebastelt“, bemerkte der Alte mürrisch. „Aufpassen!“ Hinter ihnen war ein silberfarbener Motorroller ausgeschert und drängelte sich knatternd vorbei. Vorn saß in einem Anzug ein Junge mit gewellten Haaren. Auf den Rücksitz hatte er, wie ein Beutestück, ein junges Mädchen und auf den Gepäckträger einen Schlafsack in Union-Jack-Farben geladen.

„Sie sind wieder da“, deutete Hinrich in Gebärdensprache an. „Wie jedes Jahr auf Bädertournee, genau wie die Tippelbrüder,“ ergänzte der Alte.

Neben ihnen hielt ein weiterer Roller. Er hatte drei Scheinwerfer und im Lenker zwei eingebaute Boxen. Hinrich konnte durch seine Fingerspitzen die laute Musik fühlen. Dem Jungen fielen die Haare ins Gesicht, und zwischen den langen Koteletten war er unrasiert. Zuerst blickte er erstaunt auf die beiden Männer im Wagen, die sich stumm durch Handgesten unterhielten. Dann sah Hinrich die streitlustigen Drehbewegungen am Gashebel.

„Das sind die ersten in diesem Jahr. Haben wohl am Strand geschlafen. Wie föhnen die sich da bloß so die Haare?“, fragte sich der Alte.

In guter Tradition englischer Seebäder kamen sie tatsächlich einmal im Jahr. Sie versuchten sich zielstrebig an den ortsüberdrüssi-

gen Töchtern, feierten und campierten am Strand, was natürlich streng verboten war, pinkelten in die Strandmuschel, schlugen sich auf dem Bahnhofsplatz mit der ortsansässigen Jugend und warfen am Morgen benutzte Kondome wie die Skalpe besiegter Feinde in elterliche Strandkörbe.

Die Ampel sprang auf grün. Der erste Junge gab Gas, aber mit einem Gluckern würgte die überladene Vespa ab. Hinrich überholte und hängte auch den zweiten Motorroller spielend ab. Im Rückspiegel sah er, wie die Jungs ihm hinterher fluchten.

Dieses ist der schnellste 1500er VW der nördlichen Hemisphäre, mein Junge, dachte Hinrich, mit einem aufgebohrten Motor, feingewuchteter Kurbelwelle, modifiziertem Getriebe und umgebautem Auspuff.

„Ei ei ei“, murmelte der Alte. Hinrich konnte es nicht hören, aber er wusste es.

„Wie nennen sich diese Lackaffen noch gleich?“, fragte der Alte.

„M O D S“, buchstabierte Hinrich mit der rechten Hand.

Als sie die Hauptstraße erreicht hatten, setzte er seinen Vater vor der Sparkasse ab.

Die letzten existierenden Fischkutter dümpelten träge an der Kai-mauer, ihre Liegeplätze wurden mehr und mehr von Sportbooten und Segeljachten belegt. Auf der anderen Seite des Hafenbeckens befand sich die Slipanlage einer kleinen Kutterwerft. Direkt neben dem rot gestrichenen Werftschuppen stand eine alte Maschinenhalle, die stolz am weißen Giebel die verwitterte Aufschrift trug:

Jens Jensen
Maschinenfabrik



... Dieses ist der schnellste 1500er VW der nördlichen Hemisphäre, mein Junge, dachte Hinrich, mit einem aufgebohrten Motor, feingewuchteter Kurbelwelle, modifiziertem Getriebe und umgebautem Auspuff. ...



Hinrich parkte seinen VW in der Nähe der hölzernen Fußgängerbrücke. Das Mittelteil war für einen kleinen Kutter aufgeklappt worden, der vorsichtig aus dem Binnenhafen in die Förde manövrierte. Hinrich grüßte den Schiffsführer. Während er wartete, blickte er hinüber zum Anlegesteg der Seebäderschiffe, auf dem ein kleines Leuchtfeuer das andere Ende des Hafenbeckens markierte. Dort, wo der Badestrand begann, blitzte Chrom in der Sonne. Immer mehr funkelnde Motorroller sammelten sich an der Promenade.

Auf der Werft lag eine große Jacht, deren gesamtes Heck sorgfältig mit blauen Persenningen abgedeckt war. Es war ein beeindruckend großes Schiff mit schönen Formen, schon in den Zwanzigerjahren aus edelstem Holz gebaut. Man konnte den Namen nicht sehen, aber Hinrich wusste, dass es Maja Blue hieß und einem griechischen Tankerkönig gehörte. Der alte M.A.N.-Hilfsdiesel der Jacht lag ausgebaut nebenan in der kleinen Maschinenfabrik und Hinrich würde ihn heute, nach einer Generalüberholung, wieder zum Leben erwecken.

Auch das Gebäude der Jens Jensen-Maschinenfabrik war über hundert Jahre alt. Hinrich liebte die alte Halle. Unter der Decke hingen noch die Wellen und Traversen, mit denen früher Drehbänke und Fräsen angetrieben wurden. Von der Hafenseite fiel das Licht durch hohe Bogenfenster auf mehrere Werkbänke mit modernem Werkzeug.

Maschinen wurden hier schon lange nicht mehr fabriziert. In der Halle wurden Schiffsmotoren überholt, Ersatzteile hergestellt

und von der Ruderhydraulik bis zum Ankerspill alles gewartet und repariert, was an Bord eines Schiffes mechanisch beweglich war. In einer Ecke wartete ein aufgebockter Ford Modell T auf den Winter. Der Fabrikbesitzer Hillmann hatte das verrottete Wrack in Dänemark aufgetrieben, und seine Wiederherstellung würde den Mechanikern genug Arbeit für die auftragsarme Zeit geben, in der die Schiffe im Winterquartier lagen.

An den Wänden hingen verfärbte Kalender mit grotesk prallbrüstigen Frauen, unter denen täglich penibel ein kleiner roter Papprahmen auf den jeweiligen Wochentag gesteckt wurde. Diese wichtige Arbeit erledigten pflichtbewusst die beiden Mechaniker Johann und Steffen.

Hinrich öffnete seinen Blechschrank und warf, wie jeden Morgen, einen melancholischen Blick auf das Julikalenderbild 1975, das er vor drei Jahren heimlich an der Rückseite aufgehängt hatte. Keine Aufnahme aus Hüftperspektive. Ein Mädchen mit Strohhut am Strand.

Blonde Locken. Eine Strandmatte. Eine Geschichte, eine kleine, unbestimmte Sehnsucht tief im Bauch.

Neben der Schiebetür zur Halle befanden sich hinter wackeligen Glaswänden ein Büro und eine sehr kleine Küche. Möbel und Tische stammten aus Zeiten, als ständiger Nachschub für Deutschlands Marine volle Auftragsbücher sicherte. Hier hatte Frau Hornbach dreißig Jahre lang Schriftverkehr und Buchhaltung der kleinen Firma erledigt, bis plötzlich vor einer Woche neben ihrer altmodischen grauen Topfrisur ein neuer junger

Haarschopf aufgetaucht war. Hinrich hatte sich an jenem Morgen gerade den Monteuranzug angezogen und wie üblich einen Blick auf das Foto in seinem Spind geworfen. Die neue Sekretärin ließ sich von Frau Hornbach den Fernschreiber erklären, aber sie hörte nicht richtig zu, denn als Hinrich sich umdrehte, überraschte ihn ihr Blick. Grüne Augen, die neugierig zwischen ihm und dem Bild in seinem Schrank hin- und herschweiften. Erschreckt und zornig knallte er die Blechtür zu.

Weshalb hatte sie ihn ausgerechnet jetzt beobachtet? Wieso musste ausgerechnet dieses billige Nacktfoto, dieses Stück seiner Seele, der erste Eindruck sein, den sie von ihm bekam?

Dabei war es nur das erbärmliche Geräusch gewesen, das die Blechtür seines Spinds machte. Aber das konnte er nicht wissen.

„Ach, das ist Hinrich“, las er von den Lippen der alten Frau Hornbach. „Er ist taubstumm. Sprechen Sie einfach langsam und deutlich zu ihm.“

Aber Susanne Klausen sprach nie mit ihm, sie sah ihn nur sehr oft stumm an. Hinrich ging ihr aus dem Weg.

Weil sie heute noch nicht im Büro zu sein schien, traute sich Hinrich hinüber zur Küche, um eine kalte Flasche „Tri Top“ aus dem Kühlenschrank zu holen. Das Thermometer neben der Werkbank zeigte schon 24°C.

Aber Susanne Klausen war doch schon im Büro. Sie kniete in Gebetsstellung vor dem Fernschreiber, mit einer großen Rolle Telexpapier in den verschmierten Händen. Um sie herum lagen kleine und große Papierfetzen auf dem



Boden, zerknitterte Telexstreifen, ein altes und ein neues Farbband und die Bedienungsanleitung des Fernschreibers. Hinrich hob rasch die flache Hand zum Gruß.

Sie sah auf. „Es klemmt“, sagte sie langsam, aber deutlich, genau wie Frau Hornbach es erklärt hatte. „Seit gestern Abend. Ich musste eine neue Rolle einlegen und weiß nicht, wie das bei diesem Ding geht.“ Nervös strich sie sich das Haar aus der Stirn. „Hoffentlich ist er jetzt nicht kaputt.“

... Dieses war der Moment, vor dem sich jeder Maschinist heimlich fürchtet. Nur Hinrich sah gelassen in die Gesichter, als ein durchdringendes Geräusch austretender und expandierender Pressluft die Stille zerriss. ...

Hinrich kniete sich neben sie. Du hättest der Hornbach besser zuhören sollen, dachte er. Aber immerhin hatte sie ihn so zum ersten Mal angesprochen. Und sie saß nahe neben ihm. Und sie roch gut nach Sonnenöl und frischem Farbband.

Hinrich entfernte die letzten Papierreste, legte die neue Rolle ein und ließ die Walze mit einem satten Schnalzen einrasten. Es war zum Glück einfache Mechanik.

„Danke schön!“ Sie sagte es nicht, sie zeigte es in Gebärdensprache.

Er fragte sie erstaunt: „Wo haben Sie das gelernt?“

„Mein Bruder ist gehörlos“, antwortete sie. „Wenn Sie mal einen Übersetzer brauchen ...“

Hinrich brauchte hier keinen Dolmetscher. Seine Kollegen hatten eine funktionierende Sprache für ihn gefunden und alle verstanden ihn – ab jetzt vielleicht sogar Susanne Klausen. Ein ungeheures Glücksgefühl durchströmte ihn.

„Wie heißt Ihr Bruder?“, führte er die Unterhaltung fort. Sie griff nach einem Zettel und schrieb mit einer hübschen runden Mädchenschrift „Sönke Klausen“ darauf.

„Den kenne ich aus dem Internat“, antwortete Hinrich. Das war ein ganz schöner Rebell. Vielleicht, weil er früher mal hören konnte. Sönke Klausen hatte sein Gehör durch eine Hirnhautentzündung eingebüßt – und vermutlich ein ganzes

Stück seiner Beherrschung dazu. „Wie geht es ihm heute?“

Sie wurde verlegen. „Nicht gut. Er lebt in Neufeld in einer Einrichtung. Dort arbeitet er auch.“

Natürlich, überlegte Hinrich, Neufeld. Zusammen mit all den anderen lieben, netten Behinderten fabriziert er wahrscheinlich Holzspielzeug für Weihnachtsmärkte.

„Er arbeitet in einer Kistenfabrik“, fuhr sie fort. „Aber vor Weihnachten fabrizieren sie auch Holzspielzeug. Für Weihnachtsmärkte.“

Als er an die Werkbank zurückkehrte, dachte er an den Bankier und den Firmenbesitzer, die ihn gemeinsam stillschweigend vor dem gleichen Schicksal bewahrt hatten. Damals hatte sein Vater Hillmann zur Seite genommen und ihm bei einer guten Zigarre ein Abkommen vorgeschlagen: „Hillmann, du bist natürlich für unsere Sparkasse überhaupt nicht mehr kreditwürdig. Aber ich habe da auch ein kleines Problem, meinen Sohn Hinrich, und vielleicht können wir uns beide gemeinsam weiterhelfen ...“

Draußen sauste ein halbes Dutzend blitzender Motorroller mit dem verwöhnten Nachwuchs zu reicher Eltern über die Hafestraße. Sie funkelten in der Julisonne wie ein Schwarm jagender Libellen.

Mittags hatten die vier Männer den alten M.A.N.-Dieselmotor vollständig zusammengebaut, vorgeschmiert und gerade für den ersten Probelauf den Öldruck aufgebaut, als Susanne Klausen den Kopf aus dem Büro streckte. Sie trug einen großen Strohhut und eine Strandtasche.

„Es ist erst mal alles erledigt“, rief sie in die Halle. „Ich mache jetzt Pause und komme nachher wieder.“

Ein Strohhut. Eine Strandmatte. Hinrich fühlte tief unter den Rippen einen kleinen Stich. Ein Zufall, beruhigte er sich, sie geht einfach nur zum Strand. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Trotz der weit geöffneten Hallentür zeigte das Piz-Buin-Thermometer an der Wand 28° C.

Hinrich schaltete die Absaug-einrichtung an. Der Lehrling zog die Hallentür zu, Johann drehte an einigen Reglern. Dann drückte er mit den Daumen gleichzeitig zwei Knöpfe.

Dieses war der Moment, vor dem sich jeder Maschinist heimlich fürchtet. Nur Hinrich sah gelassen in die Gesichter, als ein durchdringendes Geräusch austretender und expandierender Pressluft die Stille zerriss. Der Motor drehte ein paarmal schnaufend und setzte sich in Gang. Nach und nach zündete in allen Zylindern das Dieselmisch.

Jetzt war die Halle voll dröhnender Vibration. An einigen Stellen begann das frische Schmierfett zu qualmen. Die Männer starteten konzentriert auf den laufenden Motor. Der Lehrling war einen Schritt zurückgetreten, als fürchte er die Explosion einer Höllenmaschine. Auf den Werkbänken begann das Werkzeug zu wandern. Hinrich angelte dazwischen nach einer Dose Oropax und hielt sie dem Lehrling hin. Der griff zu und verstopfte sich die Ohren.

Die Mechaniker grinsten sich an.

„Läuft wieder!“, brüllte Johann nach einer Weile in den Lärm hinein. Hinrich wusste aus reiner Erfahrung, dass die anderen die Worte nicht gehört hatten. Vor Gott und einem alten Dieselmotor sind wir alle gleich, dachte er.

„Läuft gut!“, las er auch von Stefens Lippen.

Hinrich nahm ein paar Lederhandschuhe, die auf seiner Werkbank lagen. Damit legte er die Hände auf den Motorblock. Wie ein Arzt, der einen kranken Kinderbauch abtastet, befühlte er das immer heißer werdende Metall, legte seine Finger an die Ventile, auf die Lager und das Gehäuse der Fliehkraftregelung.

Dann schüttelte er den Kopf.

„Was ist los?“, brüllte Johann, ohne dass Hinrich die Frage von den Lippen lesen konnte. Es war leichtes Zittern, eine winzige unrythmische Schwingung im dröhnenden Gleichlauf des alten Dieselmotors.

Von außen wurde die Schiebetür aufgezogen. Hillmann erschien in



der Halle, durch die jetzt atemnehmend der Geruch von heißem Öl und Abgas zog.

„Läuft wieder, Chef!“, strahlte Stefan. Hillmann sah Hinrich an. Dieser klopfte mit dem Zeigefinger gegen den Motorblock und machte mit den Händen ein, zwei erklärende Gesten.

„Wie neu!“, brüllte Johann derweil. „War auch ein hartes Stück Arbeit!“

Hillmann lauschte in den Lärm hinein. Dann zog er den Ölstab aus der Ölwanne, horchte daran und stellte anschließend die Maschine ab. Nach kurzem Nachlauf wurde es wieder still in der Halle. In der Luft flirrten Staub und ein bisschen Qualm. Nur allmählich kehrten die gewohnten Geräusche in die Ohren zurück: das Brummen der Autos auf der Straße, der ferne Lärm vom Strand.

Hillmann nickte Hinrich zu und drehte sich zu den beiden Mechanikern um.

„Hinrich hat Recht“, sagte er. „Ihr habt eine Unwucht drin. Vielleicht ein Kurbelwellenlager. Hättet ihr auch hören können.“

Die Mechaniker sahen sich an.

„So fliegt uns das Ding in einer Woche um die Ohren“, fluchte Hillmann weiter. „Die Maschine sollte heute raus! Habe ich beim Auftrag fest zugesagt.“ Er kratzte sich an der Nase, hinter dem Ohr. „Spätestens morgen früh muss sie wieder laufen wie Emil Zátópek.“

„Aber Chef, das dauert mindestens die halbe Nacht!“, nörgelte Johann.

Hillmann ignorierte ihn und drehte sich zu Hinrich um.

„Hast du heute Zeit?“, fragte er langsam und gewohnt betont. Hinrich blickte aus dem Fenster. Drüben, auf der anderen Hafenseite entdeckte er den Strohhut von Susanne Klausen. Eine silberne Vespa mit langer Antenne huschte an ihr vorbei. Er zuckte mit den Achseln. Hillmann zog ein Portemonnaie aus der Tasche.

„Ich gebe zweihundert Mark Zulage“, bot er an.

Der Lehrling riss die Hand hoch: „Ich mach' mit!“ Die beiden Mechaniker sahen sich wieder an.

„Also, einverstanden!“, sagte Hillmann. „Dann hol' jetzt mal die Klausen vom Strand zurück. Wir müssen wegen der Verspätung ein Telex nach Griechenland schicken.“

Hinrich dachte an die Vespas. Er hielt den Lehrling am Ärmel zurück und bedeutete ihm, dass er selbst gehen werde.

„Auch gut“, sagte Hillmann und drückte dem Lehrling einen Geldschein in die Hand. „Lauf mal rüber zu Harrys Imbiss. Hier hast du Geld für ein paar kalte Bier und Buletten. So, und jetzt lasst uns hier mal die Bude durchlüften, bevor es weitergeht.“

Hinrich stapfte schwitzend über die Strandpromenade und suchte nach Susanne Klausen. Die obskure Motorroller-Gesellschaft hatte sich in der Nähe der Hafensemole niedergelassen. Auf dem Anleger stand eine amüsante Reihe teuer aussehender Lackschuhe, deren Besitzer mit nackten Füßen im Sand saßen. Wer nicht gerade mit einem Mädchen beschäftigt war, plauderte über Londoner Plattenläden, Vespa-Baureihen und Zahncremes, die sich besonders gut zum Polieren von Chromteilen eigneten.

Ganz in der Nähe lag Susanne Klausen bäuchlings auf ihrer Strandmatte und sah interessiert zu. Hinrich ärgerte sich, dass er noch den Monteuranzug trug, in dem er sich hier am Strand wie ein

Marsmensch fühlte. Als Ausgleich für seinen peinlichen Aufzug kaufte er am Strandpavillon zwei Tüten Eis.

Als Hinrich sich wieder zu Susanne Klausen umdrehte, war sie nicht mehr allein, denn neben ihr trocknete sich eine junge Frau auffällig dekorativ ab. Ein paar Jungs hatten die Köpfe gehoben und lauerten darauf, ob sie als nächstes die nasen Badesachen ausziehen würde. Aber sie ließ sich, wie sie war, auf einem roten Badetuch nieder.

Blecherne Beats und trauriger Gesang schrammelnder britischer Gitarrenbands hatten im weiten Umfeld alle burgenbauenden Familienväter und Badegäste aus der Sommerfrische vertrieben. Sogar der alte Wärter im Dienststrandkorb hatte schließlich entrustet seinen Posten aufgegeben.

Die beiden Frauen tuschelten miteinander. „Du kommst doch mit? Sieh dir nur diese süßen Ärsche an!“ Ihre Füße wippten im Sand und sie schaukelten sachte mit den Hüften. In den Augen funkelte pure Neugier.

Entschlossen stapfte Hinrich durch den Sand.

„He, hast du einen Klempner bestellt?“, fragte Susannes Freundin, als sie Hinrich bemerkte.

„Hallo Hinrich!“, sagte Susanne Klausen verlegen. Er reichte ihr still eine Eistüte. „Das ist nett.“ Sie setzte sich auf.

„Hallo Mister Astronaut“, sagte ihre Freundin und betrachtete ihn

Auf dem Anleger stand eine amüsante Reihe teuer aussehender Lackschuhe, deren Besitzer mit nackten Füßen im Sand saßen. Wer nicht gerade mit einem Mädchen beschäftigt war, plauderte über Londoner Plattenläden, Vespa-Baureihen und Zahncremes, die sich besonders gut zum Polieren von Chromteilen eigneten.





neugierig. Aus Höflichkeit bot er das andere Eis an, aber sie lehnte mit einem Blick auf seine Hände ab. Wie tätowiert hatte sich schwarzes Motoröl in Haut und Nägel gefressen.

„Duft Musik, was? Weißt du, ob das die Kingfisher oder die Pale Skin sind?“, fragte sie ihn. Hinrich hatte nicht mal die ganze Frage mitbekommen. Er kniff die Augen zusammen, tat so, als denke er scharf nach und fragte Susanne lautlos in Fingersprache „Wer?“

Susanne antwortete für ihn: „Die Who!“, und grinste vergnügt.

„Äh, klar ...“ Die Freundin beugte sich an Susanne Klausens Ohr. „Bisschen wortkarg, dein Kollege. Immerhin hat er Ahnung!“

Mit dem Eis in der Hand versuchte Hinrich, seinen kleinen Schreibblock aus der Tasche zu ziehen.



... Eine zweite Vespa rollte vor. „Nur ein paar Runden!“, schnappte Hinrich auf. Tatsächlich stiegen zwei Mädchen auf die Roller und wollten sich lässig an den verchromten Gepäckträgern festhalten, aber die Jungen gaben kurz Gas und schon klammerten sich die Mädchenarme fest um die schwarzen Rollkragenpullover. ...

„Gib' mir das Eis. Ich halte es“, bot Susanne an.

Er kritzelte Hillmanns Botschaft auf einen Zettel. Wie ist wohl ihre Stimme, dachte er dabei. Wie gern hätte er einmal seine Hand auf ihre Halsgrube gelegt und die Töne ihrer Stimme gefühlt.

Sie überflog den Zettel. „Kein Problem“, sagte sie. „Hier ist es heute sowieso zu laut.“ Sie deutete mit dem Kopf zur Strandmole. Dann wurde sie rot. „Na ja, mir jedenfalls“, log sie.

Als Hinrich und Susanne Klausen vom Strand zurückkamen, hatten die Männer einen Tisch auf den Hof gestellt, tranken kaltes Bier, aßen Hähnchen und schauten über den Hafen hinüber zum Strand. Steffen beobachtete das Treiben durch ein großes Schiffsfernglas.

„Nicht schlecht, die Brummer“, sagte er gerade, als er hinter sich Susanne Klausen bemerkte. Rasch schwenkte er das Glas vom Badestrand zur Strandpromenade. „Da drüben steht ganz schön was von Papas Kleingeld rum.“

Wie zufällig zeigten sich auf der Promenade und an der Kaimauer Gruppen von Mädchen, die eng untergehakt kichernd auf die Motorroller zeigten.

Ein Junge ließ sein Maschinchen an, umkreiste eine kleine Gruppe ein-, zweimal und blieb dann vor ihnen stehen, die Füße auf das Pflaster gestemmt, die Hände fest am Lenker, die Ellenbogen aufgestellt wie ein balzender Auerhahn.

An der Kaimauer erschien ein dunkelgrüner Polizeikäfer.

„Jetzt geht's los!“, sagte Steffen. „Auftritt für Starsky und Hutch.“ Er deutete mit einem Hühnerknochen auf die beiden Polizeibeamten, die ihre weißen Mützen aufsetzten und betont langsam auf die Gruppe zugenommen.

Hillmann und Susanne verschwanden im Büro, um das Fernschreiben aufzusetzen.

Eine zweite Vespa rollte vor. „Nur ein paar Runden!“, schnappte Hinrich auf. Tatsächlich stiegen zwei Mädchen auf die Roller und wollten sich lässig an den verchromten Gepäckträgern festhalten, aber die Jungen gaben kurz Gas und schon klammerten sich die Mädchenarme fest um die schwarzen Rollkragenpullover.

Die Jungs drehten lautstark eine respektlose Runde um die Beam-

ten und knatterten dann mit ihrer Beute davon.

Die beiden Polizisten zückten mit demonstrativer Gelassenheit ihre Strafzettelblöcke und begannen an den abgestellten Rollern eine amtliche und äußerst pingelige Inspektion.

„Wir müssen weitermachen“, sagte Johann und klopfte dem Lehrling auf die Schulter.

Um sechs Uhr abends zogen die Rettungsschwimmer am Strand die DLRG-Flagge ein und verließen ihren Hochsitz. Über den Sand kroch die Abenddämmerung. Die Badegäste schlossen die Gitter ihrer Strandkörbe ab und gingen mit einem letzten misstrauischen Blick auf die campierenden Jugendlichen zum Abendessen. In Jens Jensens Maschinenfabrik hatten die Männer den M.A.N.-Diesel wieder zerlegt und suchten den Fehler. Das Thermometer zeigte immer noch 26°C.

Gegen Mitternacht wurden am Wasser ein paar Strandkörbe aufgebrochen und zu einem Nachtlager zusammengeschoben. In der Mitte brannte ein Lagerfeuer aus zertrümmerten Gitterlatten. Ein paar Dandys spielten in gebügelten Hosen mit einer phosphoreszierenden Scheibe Frisby.

Als der Morgen dämmerte, startete der alte M.A.N.-Dieselmotor endlich zum zweiten Probelauf und Hillmann brummte zufrieden mit.

Hinrich hatte den Monteuranzug ausgezogen und gönnte sich einen müden Blick in seinen Spind. Der Lehrling schob sein Fahrrad aus der Halle, Hillmann zog die Tür zu und schloss hinter ihnen ab.

Von See zogen eine leichte Dieselfahne und der Geruch von verbranntem Gummi in Hinrichs Nase. Der Kutter Louise tuckerte aus der Förde in das Hafenbecken und auf der Hafentmole ließen die Jungs Räder durchdrehen und Reifen qualmen.

Die Louise tutete kurz und hielt auf die Holzbrücke zu.

Zwei Motorroller jagten über die



Hafenmole. Der erste Fahrer erreichte die Holzbrücke, bremste scharf, drehte im rechten Winkel und donnerte über die glatten Holzbohlen auf die andere Seite. Hinrich fühlte die Gefahr wie eine Vibration und sprang zur Seite. Der zweite Roller trug zwei Personen. Als er die Brücke erreichte, hatte sich die Durchfahrt bereits ein gutes Stück weit geöffnet.

Der Fahrer erkannte die Gefahr zu spät. Hinrich konnte in seinem Gesicht den Schrei sehen. Der metallischblaue Roller schoss mit Vollgas über die Rampe und richtete sich über dem Wasser wie ein scheuendes Pferd auf. Beim Aufschlag knickten die Bodenbleche wie Streichhölzer, und der Fahrer wurde in hohem Bogen über den Lenker und die Windschutzscheibe geschleudert.

Der Mann im Steuerhaus der Louise riss den Gashebel zurück und drehte wild am Ruder. Der Kutter brach nach Backbord aus und rammte sich kurz vor der Hafenummauer in die Brücke. Die Scheiben des Steuerhauses zerbarsten.

Als ob man mit Zwischenfällen dieser Art gerechnet hätte, tauchten zwischen dem Silo und den Hafenschuppen innerhalb weniger Augenblicke ein Mannschaftswagen der Polizei, zwei Löschzüge der Freiwilligen Feuerwehr und ein gelber Müllwagen auf.

Im schwarzschäumenden Hafengewässer unter der ramponierten Brücke schwamm ein Strohhut. Der Lehrling war der erste, der die Lage erkannte. Er ließ sein Fahrrad fallen und sprang in das Hafenbecken, suchte im schwarzen Wasser mit Händen und Füßen nach der verschwundenen Beifahrerin. Als er das Mädchen gefunden hatte, griff er zu, drehte den leblosen Körper auf den Rücken und schleppte ihn bis zur Rampe der Werft. Johann und Hinrich zogen sie an Land.

Es war Susanne Klausen.

Inzwischen war vor der Werft ein Krankenwagen aufgetaucht. Zwei Sanitäter rannten mit silbernen Koffern zur Unfallstelle. Einer lief auf die glitschige Brücke zu dem Rollerfahrer, der sich wie ein Gespenst in einer Pfütze ausgelaufenen Benzins aufgesetzt hatte und sich das blutende Bein hielt. Sein Kollege sprang auf die Werftanlage.

Der Lehrling hatte Susanne Klausen in eine stabile Seitenlage gebracht, als der Sanitäter ihren Puls fühlte, ein Augenlid hochzog und mit dem Kopf auf ihrer Brust nach einem Herzschlag lauschte.

„Da ist nichts mehr zu machen“, sagte er und stand wieder auf. Die Feuerwehrmänner hatten die geborstene Holzbrücke wieder passierbar gemacht und zogen die verletzten Besatzungsmitglieder

... „Der Mann hat Recht“, sagte er kurz, klappte den Notfallkoffer auf und rief laut nach seinem Kollegen. „Vielleicht hat sie eine Chance, wenn wir sie sofort in ein Krankenhaus bringen können.“ ...

von dem sinkenden Kutter, der schon in gewaltiger Schräglage an den Brückenpfosten lehnte. Sie winkten nach dem Sanitäter.

„Sie ist tot!“, rief dieser seinem Kollegen zu. „Ich kümmere mich jetzt um die Seeleute.“

Hinrich kniete sich neben Susannes leblosen Körper. Vorsichtig legte er die Hand auf ihren Hals, genau dorthin, wo sich ihre Stimme befunden hatte. Dann fühlte er mit den Fingerspitzen neben dem Ohr auf ihren Schläfen. Es war fast wie am Morgen, nur ein leichtes Zittern, eine winzige rhythmische Schwingung.

Hinrich sah auf und rief. Ein eigenartiger, markerschütternder Ruf war das: Sie ist nicht tot! Nicht tot!

Tatsächlich kam der Sanitäter zu-

rück und setzte noch im Laufen sein Stethoskop auf. Hinrich riss ihr die Bluse auf. Der Sanitäter setzte es auf Susannes Brustkorb, sah Hinrich geradewegs in die Augen und horchte konzentriert.

„Der Mann hat Recht“, sagte er kurz, klappte den Notfallkoffer auf und rief laut nach seinem Kollegen. „Vielleicht hat sie eine Chance, wenn wir sie sofort in ein Krankenhaus bringen können.“

Als bald darauf die Morgensonne rot über dem Horizont erschien, hob auf der Hafenmole ein Rettungshubschrauber ab. Susanne Klausens Herz schlug wieder, leise, aber ruhig und regelmäßig, wie ein guter Schiffsmotor.

Anmerkungen

Die Geschichte „Das Motorgeräusch“ ist frei erfunden. Alle Personen, Orte und die Handlung sind reine Fiktion.

Der Badeort erinnert (natürlich) ein wenig an das Ostseebad Eckernförde mit seinem Hafen, der Holzbrücke und einer – inzwischen geschlossenen – Werft. Auch die Sommertreffen der sogenannten „Mods“ mit ihren herausgeputzten Motorrollern haben stattgefunden.

Als Abteilungsleiter gehört es zu meinen wichtigsten Aufgaben, besondere Fähigkeiten der Mitarbeiter herauszufinden und zu fördern. Deshalb machte es mir beim Schreiben der Geschichte besonderen Spaß, für den gehörlosen Mechaniker Hinrich eine Arbeits- und Lebensumgebung zu erfinden, in der er seine besonderen Fähigkeiten voll entfalten kann.



Der Autor

Christian Brülle-Drews wurde 1962 in Eckernförde geboren und ist auch dort aufgewachsen. Er studierte Ingenieurvermessung und Hydrographie in Hamburg, wo er in

den 80er Jahren Mitherausgeber der Stadtteilzeitung „Papyrus“ war. Nach einer Weltreise durch die USA, Australien und Asien ist er heute Abteilungsleiter einer Firma, die Fahrzeugnavigationssysteme herstellt. Mit seiner Ehefrau Frauke Drews, die als Ärztin im Krankenhaus der Evangelischen Stiftung Alsterdorf mit vielen Behinderten zu tun hatte, hat er zwei Kinder, Niklas und Lina.



„Offene Briefe“

aus der Werkstatt

Die Rubrik „Offene Briefe aus der Werkstatt“ stieß in der letzten Schwindelfrei-Ausgabe auf viel Interesse – neben viel Zustimmung standen auch ein paar kritische Stimmen zu einzelnen angesprochenen Themen. Im letzten halben Jahr sind im internen Mitteilungsblatt der Elbe-Werkstätten „Elbe Aktuell“ wieder eine Reihe von Offenen Briefen erschienen, von denen wir einige auch Ihnen, den Schwindelfrei-Lesern, nicht vorenthalten möchten. Hier sind sie:

Lieber Ralf Sander,

Du hast Dich neulich beklagt über mangelnde Gleichberechtigung in der Werkstatt: „Alle müssten gleich behandelt werden, in der Arbeit und in der Bezahlung. Es gibt viele Sitzungen, wo wir Behinderte nicht dabei sein dürfen. Da kann viel über uns gequatscht werden, was wir nicht wissen sollen.“

Ich glaube ehrlich gesagt nicht, lieber Ralf, dass in den Dienstbesprechungen über Euch etwas gequatscht wird, das Ihr nicht wissen dürft. Aber ich verstehe, was du sagen willst. Die Werkstatt ist geteilt in zwei Gruppen, in die „Mitarbeiter“ und die „Angestellten“. Schon die unklare Wortwahl zeigt das ungute Gefühl, das die Verantwortlichen mit der nicht wegzudiskutierenden Trennung haben: Das Personal der Werkstätten ist zur Betreuung und zur Anleitung angestellt, die behinderten Mitarbeiter sind die Empfänger dieser „Leistung“, die ihnen wegen ihrer Behinderung zusteht und die der Staat bezahlt. Die Kluft wird durch fehlende Arbeitnehmerrechte und die geringe Entlohnung noch verstärkt.

Diese Bedingungen können wir leider kaum beeinflussen. Worum wir uns aber bemühen können, ist, Euch ernst zu nehmen, zu akzeptieren und gleich zu behandeln. Wir in den Elbe-Werkstätten haben uns diese Ziele von Anfang an vorgenommen. Und wir arbeiten daran, zum Beispiel mit der Individuellen Entwicklungsplanung, wo Ihr selbst bestimmt, was Ihr im nächsten Jahr für Euch erreichen wollt. Oder mit der Einbeziehung des Werkstatttrates in das Auswahlverfahren von Gruppenleitern.

Trotzdem: Es gibt noch Vieles, was sich verbessern lässt, in Eurer Einbeziehung in Informationen und Entscheidungen und im alltäglichen Umgang miteinander. Ich möchte Dich ermutigen, Dich auch weiterhin immer dann zu Wort zu melden, wenn Dir eine Ungleichbehandlung in der Werkstatt auffällt. Manchmal brauchen wir alle jemanden, der uns auf unsere Fehler aufmerksam macht.

**Herzliche Grüße
Dieter Basener**

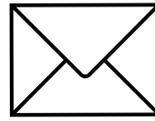
Liebe Mitglieder der AG „Entbürokratisierung“,

Sie haben sich zusammengetan, um den bösen Amtsschimmel zu vertreiben, der ja leider auch in Werkstätten und Wohngruppen zu unser aller Verdruss sein Unwesen treibt. Besonders wild gebärdet er sich seit der Erfindung der „Qualitätssicherung“, die sich – wie wir alle wissen – in intensiver Dokumentation niederschlägt und die Bürokratie zu ungeahnter Blüte geführt hat. Nun also setzen wir unsere Hoffnung auf Sie, die furchtlosen Ritter im Kampf gegen die Formularflut, ein tapferes Häuflein aus Behörden und Einrichtungen. Verschaffen Sie uns wieder Zeit für das, was einmal unsere Aufgabe war: Die Arbeit mit behinderten Menschen.

Und siehe da, schon liegt das erste Ergebnis Ihrer Bemühungen auf dem Tisch: Ein neuer „Sozial- und Verlaufsbericht“ mit dem Untertitel: „Bericht am Ende eines Bewilligungszeitraums und Grundlage für Weiterbewilligungsanträge“. Er gilt, wie wir erfahren, „für die stationäre und teilstationäre (DeWo / BeWo) Eingliederungshilfe für behinderte Menschen“. Wir hoffen, wir haben’s verstanden: Es geht ums Wohnen. Stolze sieben Seiten hat der Vordruck. Dabei ist es Ihnen gelungen, viele neue Themen anzusprechen, die bisher noch völlig unberichtet blieben. Zusätzlich haben Sie den Berichtspflichtigen einen sechsseitigen Leitfaden an die Hand gegeben, damit sie nicht ungebührlich lange über den Sinn der Fragen nachzudenken brauchen. Gut gemacht, liebe Freunde. Eine Meisterleistung an Entbürokratisierung, detailliert, präzise, zupackend, innovativ, nichts dem Zufall überlassend.

Wir atmen erleichtert auf und freuen uns schon auf Ihre Vorlage eines „Sozial- und Verlaufsbericht am Ende eines Bewilligungszeitraums als Grundlage für Weiterbewilligungsanträge für teilstationäre Maßnahmen zur beruflichen Eingliederung von Menschen mit Behinderung“.

Ihr Dieter Basener



Sehr geehrte Heimaufsicht,

bei der Überprüfung der Heime und Wohngruppen achten Sie in letzter Zeit nicht mehr nur auf bauliche Zustände, Hygiene und andere äußere Bedingungen, Sie überprüfen auch die Umsetzung des Selbständigkeitsgedankens aus dem SGB IX. Etwa anhand der Frage, ob jeder Bewohner über einen Schlüssel verfügt, ob er selbständigen Zugang zum Kühlschrank hat usw. Nach Ihrer Vorstellung von Wohngruppenarbeit regeln sich die Beziehungen und der WG-Alltag durch Vereinbarungen zwischen Bewohnern und ihren „Assistenten“, und diese sollen im Wesentlichen Dienstleistungen erbringen. Ihr behördlicher Eifer, einem ge-

setzlichen Ziel zum Durchbruch zu verhelfen, wird meiner Meinung nach der Vielfalt der Behinderungen, der Unterschiedlichkeit der Bewohner nicht gerecht.

Die Zielsetzung der Selbstbestimmung ist kein absoluter Wert, sondern muss abgewogen werden gegenüber anderen Zielen und Werten, die zum Teil in Widerspruch zu ihr stehen. Dazu zählen die Fürsorgepflicht der Wohngruppenbetreuer für Leben und Gesundheit der Bewohner, die Rechte der Mitbewohner und die gemeinschaftlichen und individuellen Verpflichtungen in der WG – Tischdienste, zur Arbeit gehen etc. Mit anderen Worten: Das Personal in Heimen und Wohngrup-

pen hat nicht nur eine Assistenz-, sondern auch eine Leitungsfunktion. Konflikte sind dabei nicht ausgeschlossen. Diesen Konflikten aufgrund des Verselbständigungsgebotes auszuweichen, wäre falsch und zum Teil – im Wortsinne – sträflich.

Nicht die Selbstbestimmung – so meine ich – ist das alles entscheidende Moment der Behindertenarbeit, sondern die Grundhaltung des Personals, auch wenn sich dies nicht in das SGB IX fassen lässt. Sie muss geprägt sein von Verständnis, Akzeptanz, und Zuneigung.

**Mit freundlichen Grüßen
Dieter Basener**

Sehr geehrter Herr Stöter,

beim Praktikum Ihrer Förderschüler in unserer Werkstatt äußerten Sie sich neulich sehr kritisch über das Werkstattssystem: Die Werkstattmitarbeiter würden „nur ein Taschengeld verdienen“ und ihre Arbeit sei dazu noch monoton und freudlos.

Mit der ersten Kritik haben Sie Recht. Das Werkstattentgelt ist tatsächlich trotz unserer Bemühungen sehr niedrig, es wird nur geringfügig subventioniert und reicht nicht zu einer eigenständigen Lebensführung aus. Daran müssen wir weiter arbeiten.

Mit Ihrer zweiten Kritik liegen Sie allerdings meiner Ansicht nach voll daneben. Unsere Arbeitsfelder sind mit 22 unterschiedlichen Gewerken sehr vielfältig und viel anspruchsvoller, als Außenstehende vermuten – vom Elektro-Recycling bis hin zur gut ausgestatteten Tischlerei.

Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Elbe-Werkstätten kommen sehr gerne zur Arbeit, auch wenn sie nur relativ wenig verdienen. In der Werkstatt können behinderte Menschen, denen im Alltag oft wenig zugetraut wird, ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen. Ihre Arbeit – auch wenn es nur ein kleiner Beitrag ist – geht ein in ein Produkt, das andere kaufen und nutzen.

Gut sichtbar wurde dies Gefühl des Stolzes zum Beispiel in der leider eingestellten Lattenrostproduktion. Regelmäßig fuhr ein Riesen-LKW auf den Werkstatthof und holte die Wochenproduktion ab, ein Moment, in dem die gemeinsame Arbeitsleistung für jeden sichtbar wurde, eine große Befriedigung für alle Beteiligten.

Hinzu kommt, dass die Mitarbeiter in der Werkstatt ihre Freunde haben: Unter den Werkstattbeschäftigten ebenso wie unter dem Personal.

Ihr Werkstattarbeitsplatz bedeutet für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Lebensqualität. Sie erleben ihre Arbeit als praktische „Teilhabe“, als etwas, das sie fordert und das ihnen Spaß macht. Vielleicht sehr viel mehr als den meisten „nicht-behinderten“ Menschen, die „Arbeit“ und „Vergnügen“ trennen. Die meisten EW-Mitarbeiter machen diese Trennung nicht: Sie arbeiten (auch) zu ihrem Vergnügen.

Wenn Sie, lieber Herr Stöter, mit offenen Augen durch die Werkstatt gehen, werden Sie dies in jeder Gruppe erleben können.

**Mit besten Grüßen
Dieter Basener**



Elbe-Werkstätten sind UmweltPartner



Die Umweltbehörde Hamburg hat 2003 die Initiative UmweltPartnerschaft Hamburg ins Leben gerufen. Ihr Ziel: Hamburger Unternehmen sollen einen freiwilligen Beitrag zum Umweltschutz durch Energieeinsparungen leisten. Mittlerweile sind über 200 Unternehmen der Initiative beigetreten. Von Beginn an waren die Elbe-Werkstätten beteiligt und haben nach Beratung der Umweltbehörde ihren Energieverbrauch im Bereich Beheizung und Beleuchtung optimiert. Für diese freiwillige Leistung zum Umweltschutz erhielt Geschäftsführer Jürgen Lütjens am 19.10. 2004 vom Fachamtsleiter Energiepolitik und Immissionsschutz, Jörn Pagels, ein Zertifikat ausgehändigt. Herr Pagels nannte die Bemühungen der Elbe-Werkstätten „vorbildlich“. Er wies darauf hin, dass Investitionen in den Umweltschutz auf mittlere und längere Sicht zu Kosteneinsparungen führen und damit im Eigeninteresse der Betriebe liegen.

Seit 25.11.2004 sind die Elbe-Werkstätten GmbH auch am 6. Durchgang der Initiative „Ökoprofit“ beteiligt. 15 Hamburger Unternehmen bemühen sich gemeinsam um Ressourcen-Einsparungen und streben an, das „Ökoprofit-Label“ verliehen zu bekommen. (Siehe auch www.oekoprofit.hamburg.de)

Schwindelfrei im Rückblick

Vor fünfzehn Jahren

Die vierte Ausgabe von Schwindelfrei im Frühjahr 1990 berichtete über neue Produktionen mit attraktiven Arbeitsinhalten. Der Titel: „Neue Arbeiten in der ELBE – interessanter, individueller, besser bezahlt“. Im Fokus stand die Bettenrahmenproduktion in Altona und die Gartenlaubenproduktion in Bergedorf.

Weitere Themen:

- erstes großes Schwindelfrei-Redaktionsinterview – mit Staatsrätin Frau Dr. Simon
- Bericht über die Malgruppe „Die Schlumper“, damals noch ein reines Freizeitprojekt
- Bericht über die Buchvorstellung „Lernen können alle Leute: Lesen, Rechnen und Schreiben lernen mit der Tätigkeitstheorie von Christel Manske“.

Vor zehn Jahren

Die Winterausgabe 1994/95 stellte die neue IWELO-Produktion in den Elbe-Werkstätten in den Mittelpunkt. Sie beschrieb den Aufbau von IWELO im Betrieb Bergedorf – von der ersten Idee bis zur Realisierung und sie stellte das Tischlereiteam vor, das das neue Regalsystem produzierte.

Weitere Themen:

- Stand des Werkstattneubaus in Altona
- Umfrage bei Werkstattmitarbeitern zum Thema: „Was ich mir wünsche, was ich befürchte“
- Bericht über den Selbstbestimmungskongress in Duisburg
- Nachruf auf den Drucker Hans Winkler, der bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war.

Vor fünf Jahren

Die Winterausgabe 1999/2000 beschäftigte sich mit dem Thema: „Sich ändern oder untergehen – die Werkstätten an der Jahrtausendwende“. Befragt wurden acht Experten zu ihrer Ansicht über die Entwicklung des Werkstatzensystems in Deutschland in den kommenden Jahren.

Weitere Themen:

- Start der Kreativwerkstatt in Altona
- Eröffnungsfeier der Rieckhof-Kneipe
- Konzert von „Vita Activa“ aus Polen im Museum der Arbeit
- Interview mit dem neu ernannten Behindertenbeauftragten der Freien und Hansestadt Hamburg Herbert Bienk.

Aus der Redaktion



Der Höhepunkt der Redaktionsarbeit für das hier vorliegende Heft war wieder einmal das große gemeinsame Redaktionsinterview. Diesmal ging es ins Hamburger Rathaus zum 1. Bürgermeister der Freien und Hansestadt, Ole von Beust. Eine halbe Stunde Zeit hatte er uns eingeräumt. Wir waren gut vorbereitet und hatten mit Kim Gerdes sogar eigens eine Fotografin mitgebracht. An der Rathaus-Information trafen wir auf einen von zwei Rathaus-Feuerwehrmännern, eine Tatsache, die vor allem bei Redaktionsmitglied Rüdiger Frauenhoffer großes Interesse wachrief. Wir wurden im Büro des Bürgermeisters angemeldet und von der Pressefrau Ruth Volkmann abgeholt. Auf dem Weg ins Amtszimmer des Bürgermeisters öffneten sich für uns verschlossene Türen. Im Vorraum zum Amtszimmer bot uns Torsten Gasser, der persönliche Referent, Kaffee an und schließlich nahmen wir auf den nüchternen, modernen Sitzgelegenheiten des Bürgermeisters Platz. Von seinem Schreibtisch aus hat Ole von Beust, wie wir feststellen konnten, einen schönen Blick auf den Rathaus-Vorplatz und die Alsterarkaden. Der Bürgermeister gab sich im Gespräch locker, freundlich und offen und wir überzogen zusammen die uns zugedachte Zeit um eine Viertelstunde. Uns hat das Gespräch großen Spaß gemacht, wir hoffen, dass es Ihnen, liebe Leser, ebenfalls gefällt.

Mit herzlichen Grüßen

Ihre Schwindelfrei-Redaktion

Autoren dieser Ausgabe

Basener, Dieter • Öffentlichkeitsarbeit der Elbe-Werkstätten • Baur, Fritz – Sozialdezernent beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Abteilung Soziales, Pflege und Rehabilitation; Vorsitzender der BAG der überörtlichen Sozialhilfeträger • Gitschmann, Dr. Peter – Wissenschaftlicher Direktor im Verwaltungsdienst, Leiter des Referats Eingliederungshilfe in der Behörde für Soziales u. Familie der Freien und Hansestadt Hamburg • Hildebrandt, Gundula – Projektleiterin „Chance 24“ • Klein, Rebecca – Autorin mit Autismus, Augsburg • Körner, Ingrid – stellvertretende Vorsitzende der Bundesvereinigung Lebenshilfe, Vizepräsidentin von Inclusion Europe, Mitbegründerin der Hamburger Arbeitsassistenten • Lütjens, Jürgen – Geschäftsführer der Elbe-Werkstätten • Meyer-Glitzka, Ulrike – Mitarbeiterin im Bereich Lichtpause/Fotokopie des Betriebs Elbe 5 – Altona • Mosen, Günter – Vorsitzender der BAG der Werkstätten für behinderte Menschen • Sankul, Jürgen – Sicherheitsbeauftragter der Elbe-Werkstätten • Schulz, Fritz – Vorsitzender des Elternbeirates der Elbe-Werkstätten • Wunder, Dr. Michael – Leiter des Beratungszentrums der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, Mitglied der Enquete-Kommission „Ethik und Recht in der modernen Medizin“ • Wilmerstadt, Rainer – Ministerialdirektor, Leiter der Abteilung 5 „Belange behinderter Menschen, Sozialhilfe“ im Bundesministerium für Gesundheit und soziale Sicherung • Wollmann, Sigrid – Sozialpädagogin und Arbeitsbegleiterin im Kita-Projekt der Elbe-Werkstätten • Zink, Prof. Dr. Klaus – TU Kaiserslautern, FB SoWi, Fach Industriebetriebslehre und Arbeitswissenschaft, Leiter des Instituts für Technologie und Arbeit

• Interview mit Bürgermeister Ole von Beust: Dieter Basener, Rüdiger Frauenhoffer, Elisabeth Zekorn

Impressum

Redaktion: Dieter Basener (db), Rüdiger Frauenhoffer (rf), Elisabeth Zekorn (ez)
Fotos: Dieter Basener, Lisa Bruchwitz, Kim Gerdes, Doris-Ellen Grützner, Thomas Liehr
Titelfoto: Laura Lorbeer
Layout: Artbüro Schmara, Tel. 040 / 768 15 64, artbuero@schmara.de
Texterfassung: Renate Sikorski, Karin Bahr
Druck: Druckerei der Elbe-Werkstätten
Auflage: 3.000 Exemplare
e-mail, Tel., Fax: schwindelfrei@ew-gmbh.de, Tel.: 040 / 760 19-217, Fax: 040 / 760 19-273
EW-Webseite: www.ew-gmbh.de

Möchten Sie uns durch eine Spende unterstützen, überweisen Sie diese bitte unter dem Stichwort „Schwindelfrei“ auf das Konto der Elbe-Werkstätten bei der **SEB Bank AG - BLZ 200 101 11 - Kontonummer 1171 146 400**. Sie können sich Ihre Spende von unserer Finanzbuchhaltung bescheinigen lassen.



**Elbe-Werkstätten –
alles läuft wie geschmiert.**